GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen

1 / 2016

Zwischen den Stühlen –
Leben im Kompromiss

Impressum

GEORG
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber
Rektor der Hochschule

Chefredakteur
Tobias Specker SJ

Redaktion
Fabrian Bruns, Carolin Brusky, Moritz Hemsteg, Stephan Herzberg, Vanessa Lindl, Jakob Mertesacker, Prisca Patenge

Bildredaktion
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz
Claudia Gerhard, Isabella Henkenjohann

Beratung
Cornelia von Wrangel

Grafik Design und Titelbild
Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Druck
Druckerei und Verlag Esser, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

ISSN 2195-3430

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.
Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Auflage 3.500
© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2016

Foto Christian Ender

Liebe Leserinnen und Leser,
Klarheit kann verführerisch sein. Selbst die Tugend persönlicher Entschiedenheit kann dem Unwillen entspringen, Differenzierungen wahrzunehmen und Komplexität zu berücksichtigen. „Je nachdem“ und „es kommt darauf an“ sind in einer Welt klarer Markenprofile und möglichst origineller Selbstinszenierungen leicht trübe Ladenhüter vermeintlich schwach überzeugter Halbherziger. Religionen sind von Verführungen bekanntlich nicht ausgenommen. So räumte der französische Philosoph Olivier Roy schon 2008 unter dem polemischen Titel „Heilige Einfalt. Über die politischen Gefahren entwurzelter Religionen“ mit der postsäkularen Begeisterung über die Wiederkehr von Religion auf. Er führte vor Augen, wie das abgrenzende Markendenken und die wettbewerbsorientierte Profilierung auch in Religionen wirksam sind. Heute kann man dies klarer als identitäre Versuchung der Religion benennen. Sie ist in verschiedenen Weltreligionen strukturell vergleichbar, wenn sie sich auch mit unterschiedlichem Gewaltpotential ausprägt. Die identitäre Form von Religion zieht ihr Selbstverständnis aus der Bestimmung klarer Außengrenzen und genauer Gruppenzugehörigkeit. Eine strikt zweiwertige Logik des „entweder-oder“ bestimmt das Denken, Kompromisslosigkeit und Durchsetzungsvermögen werden zu grundlegenden Tugenden erklärt. Ihnen gegenüber werden die Tugenden der Geduld, der Sanftmut und der Versöhnungsbereitschaft als Konturverlust disqualifiziert.

Der identitären Form von Religion gegenüber plädiert Roy für ein theologisches Denken und religiöses Leben, das die Grauzonen erhält, das auch den halbentschiedenen und viertelgläubigen Kulturreligiösen aller Konfessionen einen Raum gibt und das den Vorhof zum Tempel nicht zum Schutz des Allerheiligsten verschließt. Es ist ein Lob des Kompromisses ohne Bigotterie und nachlässigem Laissez-faire. Es ist, wenn man es christlich formulieren will, ein Lob des Pastoralen, das eben nicht nur halb durchdachte Theologie ist, die es nicht so genau nimmt.

Die vorliegende Ausgabe des GEORG verfolgt in einzelnen Artikeln den Gedanken eines Lebens im Kompromiss weiter, ohne einfachhin ein Themenheft darstellen zu wollen. Neben der Titelstory, die sich ausdrücklich dem Leben im Kompromiss widmet, scheint das Thema als Hintergrund verschiedener Artikel wieder auf: Wie lebt eine große Institution wie das Boston College in der Spannung von Identitätswahrung und administrativ-ökonomischen Anforderungen? Warum ist die Barmherzigkeit schwierig und wie ist sie zu verstehen, wenn sie nicht eine ungenaue Nachgiebigkeit sein will? Und nicht zuletzt kommt der Ort in den Blick, der stets zwischen Hoffnungssymbol und unversöhnlicher Kompromisslosigkeit schwankt – Jerusalem, ein schwieriger Ort zum Beten. So wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre – vielleicht im kühlen Schatten des Sankt Georgener Parks, der Ihnen offen steht,

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

12 **Titelstory**
Dominik Terstriep SJ
Leben im Kompromiss nach Balthasar Gracián

16 **Aus dem Priesterseminar**
Sebastian Schwertfeger
Diakonales Engagement im Hospiz

18 **Worte zur Zeit**
Heinrich Watzka SJ
Schwierige Barmherzigkeit

50 **Vorgestellt**
Carolin Brusky
Cornelia von Wrangel
Theresia Hainthaler lehrt nicht mehr in Sankt Georgen. Aber sie forscht weiter

34 **Weltkirche**
Isabella Henkenjohann
Jerusalem – die Stadt, in der drei Religionen aufeinander treffen

Editorial 03

06 **Scientia – Philosophie**
Thomas Hanke
Normativität und Metaphysik

43 **Aus dem Jesuitenorden**
Thomas Hollweck SJ
Ein Blick in das Noviziat der Jesuiten

10 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Angelika Friedrich
Andrea Ott
An der Pforte

38 **Alumni berichten**
Ein Interview mit dem Geschäftsführer von Kloster Eberbach, Martin Blach
Laue Sommerabende auf dem Fußballplatz

58 **Förderungen**
Ansgar Wucherpfennig SJ
Musik und Kunst an der Hochschule

Impressum 02

46 **Scientia – Theologie**
Elisa Klapheck
In zwei Zeiten zugleich: Schabbat

32 **Aus den Instituten**

20 **Fragen über Fragen**
an Wolfgang Beck

21 **Das besondere Buch**
Ansgar Wucherpfennig SJ
Judas: Verraten, um den Träumen treu zu bleiben?

24 **Pietas**
Melanie Peetz
Die Bielefelder Bibel

28 **Aus der Hochschule**

54 **Nachgedacht**
Robert Daly SJ
Das katholische Universitätswesen in den Vereinigten Staaten

30 **Centerfold**

Normativität und Metaphysik

Ein Einblick in die Habilitationswerkstatt

Scientia – Philosophie

THOMAS HANKE
Dozent für Philosophie

Eine interessante Gestalt der Gegenwartsphilosophie ist der in Pittsburgh lehrende Robert B. Brandom. Sein umfangreicher systematischer Entwurf in *Making It Explicit* gilt als Meilenstein der jüngeren theoretischen Philosophie angelsächsischer Provenienz (das Original erschien 1994, die deutsche Übersetzung *Expressive Vernunft* im Jahr 2000). Brandom will darin die alte Frage durchdenken, wie wir Menschen zu Erkenntnissen über die Welt gelangen. Seine Erklärung unterscheidet sich dabei von vielen anderen erkenntnistheoretischen Entwürfen, die häufig atomistisch und empiristisch daherkommen. Brandom verfolgt eine pragmatistische Erklärungsstrategie, nach der die Bedeutung von Begriffen anhand ihres Gebrauchs bestimmt wird. Sie ist näherhin inferentialistisch, weil Begriffsgebrauch für Brandom (vor allem) darin besteht, Gründe für und wider bestimmte Überzeugungen zu geben, welche ihrerseits mit anderen Überzeugungen argumentativ verknüpft sind. Sie ist schließlich rationalistisch, weil sie nicht in einem ungeklärten Nebeneinander von Sprachspielen verharren will, sondern zu systematischen und objektiven Aussagen über die Welt gelangen möchte. Am Ende des sehr langen und sehr komplizierten Weges von *Making It Explicit* sieht sich Brandom am Ziel angekommen, objektiven Gegenstandsbezug als notwendige Implikation des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen ausgewiesen zu haben.

Vereint: analytische und kontinentale Philosophie

Was Brandom auf dem europäischen Kontinent zusätzliche Aufmerksamkeit beschert hat, dürfte der Umstand sein, dass er, aus der analytischen Tradition kommend, vielfach Denkmuster und Argumente aus der kontinentalen Tradition aufgreift, insbesondere aus den Philosophien von Kant und Hegel. Richard Rorty sagte einmal über seinen Schüler Brandom, er werde in zukünftigen Geschichtsbüchern in vorderster Reihe unter denjenigen genannt werden, die maßgeblich dazu beigetragen hätten, die im 20. Jahrhundert erfolgte Scheidung von analytischer und kontinentaler Philosophie wieder zu kitten. Seit Jahren arbeitet Brandom an einem Buch zu Hegels *Phänomenologie des Geistes*, das den schönen Titel *A Spirit of Trust* tragen soll; Abschnitte daraus trägt er in diesem Jahr bei Gastvorlesungen an der Universität Leipzig vor. Vor kurzem ist mit *Wiedererinnerter Idealismus* ein Band erschienen, der viele der Aufsätze, in denen er sich Kant und Hegel widmet, in deutscher Übersetzung präsentiert.

In meinem Habilitationsprojekt am Institut für Philosophie der Goethe-Universität untersuche ich die metaphysische Seite dieses neopragmatistischen Ansatzes. Mit Metaphysik meine ich die Frage nach der Konzeption der Struktur der Wirklichkeit. In Brandoms Entwurf ist meines Erachtens die Kombination einer holistischen Theorie der Sprache und des Erkennens mit einer monistischen Metaphysik nachzuweisen und starkzumachen. Für Brandom, so meine These, besteht die Welt nicht zuerst aus Einzeldingen. Für Brandom ist die Welt zuerst eine – begrifflich strukturierte – Einheit.

Unsere theoretische Vernunft ist selbst schon praktisch

Um diese These zu untermauern, rekonstruiere ich Brandoms Bezugnahme auf Kant und Hegel, oder präziser: die Strategie, die er mit seiner Bezugnahme auf diese beiden klassischen Autoren verfolgt. Kant dient Brandom als Bollwerk gegen Empirismus und Quietismus. Attraktiv ist für ihn Kants Lehre vom Verstand als „Vermögen zu urteilen", die er in der *Kritik der reinen Vernunft* entfaltet hat. Nach Kant bestimmen wir Gegenstände, indem wir Urteile fällen, das heißt, indem wir Sinneseindrücke in einen gesetzmäßigen Zusammenhang bringen. Begriffe sind Regeln, die wir anwenden. Subjekte binden sich in ihrer Erkenntnispraxis an diese Regeln. So produzieren wir Wissen. Für Kant ist also bereits die theoretische Vernunft genuin praktisch. Diese Einsicht in die Prak-

Foto Elke Teuber-S.

tizität und Normativität des Verstandes ist für Brandom ein entscheidender Zug, den es gilt, systematisch fruchtbar zu machen.

Metaphysische Implikationen hat Brandoms Kant-Bezug vor allem in zweifacher Hinsicht. Zum einen möchte er mit Kant einen Weg anbieten, der zwischen einem reduktiven Naturalismus und einer dualistischen Ontologie, die die Welt in die beiden Reiche physikalischer und mentaler Entitäten aufteilt, hindurchführt. Der Verstand bezeichnet keine eigene ontologische Ebene, sondern eher einen Modus, oder besser: die normativ geregelte Tätigkeit, durch die mentale Episoden zu Wissen qualifiziert werden. Somit ist er zugleich nicht rein naturalistisch zu beschreiben. Zum anderen unterstreicht Brandom Kants Absicht, dass es bei dieser normativen Verstandestätigkeit nicht um das

„Unsere Sprachspiele hängen nicht in der Luft, sondern greifen in die Welt ein."

Aushandeln von irgendetwas Freischwebendem geht, sondern um objektive Erkenntnis. Wenn ich die Behauptung aufstelle, dass es sich mit einem Gegenstand oder Sachverhalt so und so verhält, dann ist hier nicht nur die gedankliche oder sprachliche Ebene im Spiel. Denn es handelt sich um eine Behauptung über diesen Gegenstand. Ich darf dann über diesen Gegenstand nichts behaupten, was meiner ersten Behauptung widersprechen würde. Über einen anderen Gegenstand darf ich das natürlich gegebenenfalls schon tun. Ich darf nicht, so Brandoms Beispiel, über A zugleich behaupten, dass es ein Hund und ein Fuchs sei, während ich durchaus behaupten darf, dass A ein Hund sei, B hingegen ein Fuchs. Das heißt: Meine normative Bindung auf gedanklicher und sprachlicher Ebene ist nicht ohne den Anspruch und den Versuch einer Referenz auf einen Gegenstand oder Sachverhalt zu erklären. Ohne sie würde das inferentielle Netz in der Luft hängen. Die Frage nach der materialen Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit von Behauptungen würde zur bloßen Spielerei werden, wollte man auf den repräsentationalen Anspruch verzichten. Gleiches gilt für die Folgerungen, die sich aus einer ersten Behauptung ergeben. Behauptungen legen uns für unsere weitere Begriffsverwendung fest, und sie tun dies stets mit Blick auf die Gegenstände. Wenn ich behaupte, dass A ein Hund ist, dann folgt für dieses A, dass es auch ein Säugetier ist. Dies folgt aber nicht für jede andere Entität.

Unsere Sprachspiele hängen nicht in der Luft, sondern greifen in die Welt ein. Bei Brandom wird die von Kant inspirierte normative Geschichte über den Verstand zu einer metaphysischen Geschichte über die Struktur der Wirklichkeit. Denn mittels des Konzepts der materialen Vereinbarkeit/Unvereinbarkeit wird eine Verwandtschaft zwischen Subjekten und Objekten offenbar: „Ein einzelner Gegenstand ist gerade das, was (zur gleichen Zeit) keine miteinander unvereinbaren Eigenschaften haben kann. Es ist also ein wesentliches und individuierendes Merkmal des metaphysischen, kategorial-sortalen Metabegriffs GEGENSTAND, dass Gegenstände die Metaeigenschaft besitzen, Unvereinbarkeiten modal abzustoßen"; und es ist „ein wesentliches und individuierendes Merkmal des metaphysischen, kategorial-sortalen Metabegriffs SUBJEKT, dass Subjekte die Metaeigenschaft besitzen, Unvereinbarkeiten normativ abzustoßen. Ein einzelnes Subjekt ist gerade das, was (zur gleichen Zeit) keine unvereinbaren Verpflichtungen haben sollte" (*Wiedererinnerter Idealismus, 44*).

Auf dem Weg zu einem „Begriffsrealismus"

Für Brandom besteht in dem eben Ausgeführten die metaphysische Schlusspointe seiner Kant-Interpretation. Er betont, dass dies tatsächlich eine Lehre aus Kant sei – freilich auch, dass sich von hier aus nahelegt, den Weg weiter in Richtung Hegel zu verfolgen. In die Augen springt dabei zunächst ein sprachphilosophisches Motiv: Brandom setzt Hegels Position dafür ein, um Kants normative Geschichte über den Verstand hinaus noch stärker in die konkrete soziale Praxis von uns Menschen einzubetten; hier spielt das Konzept der wechselseitigen Anerkennung aus dem Kapitel über Herrschaft und Knechtschaft der *Phänomenologie des Geistes* die zentrale Rolle. Der metaphysische Dreh kommt nun über die folgenden Punkte hinein.

Brandom greift Hegels Begriff der „Erfahrung" auf. Der fortlaufende Prozess der Erfahrung besteht darin, dass frühere Bilder der Wirklichkeit, auf die man sich festgelegt hatte, sich als teilweise fehlerhaft erweisen. Dies wird im Rückblick deutlich: Bis zu einem gewissen Punkt waren Behauptungen über bestimmte Gegenstände haltbar. Dann zeigte sich, dass einige der Prämissen oder Konsequenzen, die mit diesen Behauptungen verbunden waren, mit anderen Behauptungen, die man ebenfalls aufstellte, kollidierten. Dies führte zu einer Revision der bisherigen Behauptung und der eigenen Begriffsverwendung und somit zu einer neuen Konzeption des Gegenstandes, über den man etwas zu behaupten beanspruchte. Solche Revisionen nehmen wir dauernd vor. Diese Schritte sind das, was „Erfahrung" ausmacht – welche notwendig auch immer eine „Erfahrung des Irrtums" impliziert. Nur dadurch wird sie zugleich zu einer Bewegung des semantischen und epistemischen Fortschritts. Ein Fortschritt, der nicht einfach so zu haben ist, sondern der erarbeitet sein will. Und dies ist eben nicht nur eine sprachliche bzw. sprachphilosophische Angelegenheit. Wir sind hier nicht nur im wechselseitigen Gespräch über die Dinge, sondern, indem wir das sind, ebenfalls in einem wechselseitigen Gespräch mit den Dingen. Die fortschreitende Erfahrung ereignet sich zwischen uns sprechenden, erkennenden Subjekten und den Objekten, über die wir etwas zu sagen und von denen wir etwas zu erkennen beanspruchen. Der Prozess der Erfahrung hat Realitätsgehalt.

Brandoms nächster Zug: Alle Erfahrungsschritte zusammengenommen, der gesamte Prozess der fortschreitenden, präzisierenden Bestimmung der Verwendung von Begriffen, darf als eine Einheit angesprochen werden, als, wie Brandom mit Hegel sagt, „*der* Begriff". Darin sind die gesamte Begriffsbestimmung und die gesamte Wirklichkeit eingeschlossen. Das ist eine Weiterführung der oben mit Kant vorgenommenen strukturellen Angleichung von Subjekten und Objekten. *Der* Begriff ist die Gesamtkonstellation von ausgehandelten Begriffen und von ihnen repräsentierter Wirklichkeit. Diese Position nennt Brandom selbst „Begriffsrealismus" oder auch „Idealismus". Die eine Wirklichkeit ist begrifflich gegliedert. Nicht nur die Begriffe, die wir verwenden, stehen in Beziehungen der Folgerung und des gegenseitigen Ausschlusses, sondern auch die Dinge stehen in solchen – eben letztlich begrifflich zu nennenden – Beziehungen des logischen Ein- und Ausschließens.

Revision der Metaphysik

Mit der Art und Weise, wie er Kants und Hegels Position einsetzt, verfolgt Brandom mehr als Sprachphilosophie – er verfolgt eine Metaphysik, und zwar, wie sich gezeigt hat, eine monistische Metaphysik. Sie ist anti-empiristisch, anti-atomistisch, anti-naturalistisch, anti-dualistisch, anti-quietistisch. So kleinteilig und partiell wir in unserer konkreten Praxis des Sprechens, Behauptens, Gründe-Austauschens normalerweise vorgehen – am Ende der philosophischen Analyse dieser Praxis stellt sich heraus, dass das in einem einzigen Raum der Wirklichkeit geschieht, der in sich auf vielfältige Weise begrifflich strukturiert und ausdifferenziert ist.

Die Rekonstruktion von Brandoms metaphysischer Strategie bildet den ersten Teil meiner Habilitationsschrift. In Teil 2 werde ich mit Hilfe einer selbständigen Hegel-Interpretation, die auf den Begriff der „Subjektivität" in der *Wissenschaft der Logik* fokussiert, Brandoms Projekt kritisch und konstruktiv flankieren. In Teil 3 begebe ich mich in ein Gespräch mit Anselm von Canterbury. Gerade dieser Schritt in die Philosophie des Mittelalters mag überraschen. Ich meine aber, dass auch Anselm auf eine ganz verblüffende Art einen Normativitätsmonismus vertritt. Wie dieser aber genau aussieht und welche Fragen er aufwirft, das müsste ich in einem zweiten Bericht erläutern…

Zum Weiterlesen

Robert B. Brandom, Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung, Frankfurt am Main 2000.

Robert B. Brandom, Wiedererinnerter Idealismus, Berlin 2015.

Stimmen aus Sankt Georgen

Wie eine große Familie

Seit 20 Jahren an der Pforte

ANGELIKA FRIEDRICH

Mein Beginn in Sankt Georgen war schon sehr kurios, denn eigentlich hatte ich mich in der Küche beworben. Die damalige Personalsachbearbeiterin meinte aber, dafür wäre ich nicht geeignet, und ich wurde leider nicht eingestellt. Einige Wochen später kam jedoch ein Anruf von ihr, dass im Februar des Jahres darauf eine Stelle an der Pforte frei werde, und sie bat mich, zum Vorstellungsgespräch zu kommen. Das ist jetzt etwa 20 Jahre her.

Es folgte das Vorstellungsgespräch mit dem damaligen Pater Minister, der allerdings über meine Anstellung nicht alleine entscheiden konnte, und ich wurde gebeten, auf den Pater Rektor zu warten. In der Zwischenzeit sollte ich solange im Park spazieren gehen. Nach etwa zwei Stunden kam ich zurück und fragte, ob Pater Rektor nun da sei, was verneint wurde. Man bat mich, am Nachmittag um halb vier noch einmal zu kommen. Also ging ich nach Hause, versorgte meinen Hund und erschien um 15:30 Uhr bei Pater Rektor. Nach einem kurzen Gespräch, in dem es unter anderem um meinen Geburtsort und meinen Geburtstag ging, fiel die Entscheidung: Ich wurde eingestellt.

Die Arbeit hat sich sehr verändert. Früher bediente man das Telefon, bearbeitete die Post, versorgte die Gäste und Besucher. Heute sitzen wir vorm Computer und erledigen Buchungen für die Buchhaltung, geben Veranstaltungen ein und vieles mehr. Wir saßen damals vom Haupthaus getrennt in dem kleinen Haus in der Nähe des Eingangstores, dort wo heute die Flüchtlinge wohnen. Damals war ich schon ein wenig stolz, in einem eigenen Häuschen – nur mit dem Hausmeister, der oben wohnte – zu arbeiten. Jetzt sitze ich am Eingang des Haupthauses und bin näher an der Verwaltung.

Was ich an Sankt Georgen schätze? Das Sommerfest, die Konzerte, die Theateraufführungen und die „posteucharistische Geselligkeit“ am 1. Sonntag des Monats. Man kommt dann auch mit den Oberrädern in Kontakt.

Was sind die Sankt Georgener für Menschen? Nett, freundlich: Ich komme immer wieder gerne hierher. Hier sitzt man am Puls des Lebens, da gibt es jeden Tag etwas Neues. Außerdem ist man hier schon so etwas wie eine große Familie. Das muss ja auch so sein, schließlich verbringt man in Sankt Georgen fast mehr Zeit als zu Hause.

Mein Hobby schließlich ist mein großer Garten mit allerlei Getier: Hühnern, Meerschweinchen, einer Schildkröte etc. Ein wichtiger Ausgleich sind meine Urlaube auf Lanzarote, wohin ich seit vielen Jahren fliege. Ich kann mir gut vorstellen, in meiner Rente über den Winter einige Monate dort zu verbringen.

Was ich mir für die Sankt Georgener wünsche? Das diakonale Engagement der Seminaristen finde ich super. Das sollten sie auf jeden Fall weitermachen und noch ausbauen. Und etwas Zuwachs bei den Jesuiten würde ich auch begrüßen.

Das ist genau mein Job

Das neue Gesicht an der Pforte Fotos Christian Trenk

ANDREA OTT

Mein Name ist Andrea Ott, seit Januar bin ich das neue Gesicht am Empfang hier in Sankt Georgen. Ursprünglich habe ich eine Ausbildung zur Luftverkehrskauffrau bei der Vorgängerfirma von Fraport gemacht. Nach einiger Zeit bei verschiedenen Reiseveranstaltern, bei denen ich unter anderem Reisereklamationen bearbeitet habe, arbeitete ich zuletzt in einer Rechtsanwaltskanzlei, die sich auf Reiserecht spezialisiert hat. Nach Jahren der Reklamationsbearbeitung kam der Wunsch nach einer beruflichen Veränderung. Als ich die Stellenanzeige aus Sankt Georgen sah, habe ich sofort gedacht: „Das ist genau mein Job!“ Die katholische Welt ist mir schließlich nicht fremd. Ich besuchte das Franziskanergymnasium in Großkrotzenburg und auch der katholischen Gemeinde, in der ich lebe, fühle ich mich verbunden.

Die Sankt Georgener sind ruhig, freundlich und interessiert. Wenn ich mich am Telefon melde, entsteht meistens nach einem kurzen Moment der Stille ein freundliches Gespräch. Gerade das war es, was ich in der letzten Zeit bei meinem vorherigen Job vermisst habe. Die Besonderheiten der Personen und Persönlichkeiten lerne ich gerade kennen. Am Anfang fiel es mir schon manchmal schwer, die Jesuiten auseinander zu halten. Ich finde es sehr wichtig, jeden in seinem Bedürfnis ernst zu nehmen. Die Erfahrungen aus meinen vorherigen Tätigkeiten helfen mir dabei, den Überblick und die Ruhe zu bewahren, wenn es mal turbulent wird. Auch, wenn man manches über das Telefon erledigen könnte, finde ich es schön, wenn man hier am Empfang auch persönlich in Kontakt kommt.

Am Morgen ist die Rush-Hour des Tages – die Sankt Georgener erlebe ich als Frühaufsteher. Wenn dann noch die anreisenden Handwerker dazu kommen, was besonders in meinen ersten Wochen hier – in denen die Abschlussarbeiten am neuen Priesterseminargebäude gemacht wurden – der Fall war, ist richtig viel los. Mein erster Samstagsdienst ist mir dagegen fast „gespenstisch ruhig“ vorgekommen. Ein Bestandteil meines Aufgabengebietes ist unter anderem die Schlüsselvergabe und -verwaltung. Dabei habe ich die Möglichkeit, die Örtlichkeiten genau kennenzulernen, und stehe in ständigem Kontakt zu den Bewohnern und Mitarbeitern.

Insgesamt ist das Aufgabengebiet genau so, wie ich es mir vorgestellt habe, und so komme ich jeden Tag gerne nach Sankt Georgen. Frau Friedrich hat mich mit den Aufgaben und Besonderheiten vertraut gemacht, und nun geht es daran, alles zu vertiefen und Erfahrungen zu sammeln. Es gibt immer wieder etwas Neues. Das macht die Tätigkeit sehr abwechslungsreich und interessant.

Auf die Veranstaltungen im Laufe des Jahres, sei es das Sommerfest, von dem ich schon viel gehört habe, oder kleinere Veranstaltungen, die in den Räumlichkeiten oder auf dem Gelände von Sankt Georgen stattfinden, freue ich mich. Wie mir viele Kollegen sagten, muss man ein Jahr in Sankt Georgen durchlaufen haben, damit man wirklich alles kennt. Jetzt, wo ungefähr ein halbes Jahr vorbei ist, bin ich schon sehr gespannt, wie es weiter gehen wird.

Klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben

Leben im Kompromiss nach Balthasar Gracián

Titelstory

DOMINIK TERSTRIEP SJ
Pfarrer in Sankt Eugenia, Stockholm

Es scheint Zeiten zu geben, die ein Leben im Kompromiss nötiger machen als andere; Zeiten, in denen die Umstände noch weniger den eigenen Wunschvorstellungen entsprechen. Sie verlangen eine Schwebelage und begünstigen eine indifferente Haltung; Indifferenz nicht im Sinne einer Gleichgültigkeit, sondern als Strategie. Der Romanist Werner Krauss wurde wegen seiner antinationalsozialistischen Widerstandstätigkeit in der Roten Kapelle 1943 zum Tode verurteilt. Im Gefängnis, wo er auf die Vollstreckung seiner Todesstrafe wartete, entdeckte der Kommunist den spanischen Jesuiten Baltasar Gracián (1601-1658) und schrieb in den Jahren seiner Haft (1943-45) eine wissenschaftliche Arbeit über dessen Lebenslehre. (Die Todesstrafe wurde 1944 wegen „Unzurechnungsfähigkeit“ zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe umgewandelt.) Wie lässt sich diese Geistesverwandtschaft, die zwei Männer über Jahrhunderte und Weltanschauungen hinweg miteinander verbindet, erklären?

Krauss kann bei Gracián ein Reservoir des Vernünftigen gegen den Irrationalismus (der Nazi-Mythen), die Wertschätzung der Individualität gegen den Kult der Gemeinschaft und eine pragmatisch-taktische Lebenseinstellung gegen eine Aufrichtigkeitskultur gefunden haben. Doch reicht die Wahlverwandtschaft noch tiefer. Der Romanist sah sich wie Gracián in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in einer Situation äußerer Bedrohung, denen beide etwas entgegensetzen mussten, um zu überleben. Wie sich behaupten vor den Schergen des Naziregimes, den ständigen Verhören sowie den psychischen und physischen Repressionen der Haft? Krauss las das Hand-Orakel des Jesuiten als „Ratgeber für das Verhalten auf verminitem Gelände, auf dem man keinen Schritt tun darf, ohne vorher zu sehen, wo man den Fuß hinsetzt“. In einer Situation der Bedrohung konnten Graciáns Aphorismen zu einer Anleitung für Situationen werden „in denen das Dasein ‚bodenlos’ ist und die Wahrheit sich ‚mit schweren Erkältungserscheinungen’ in den letzten Winkel zurückgezogen hat“ (Helmut Lethen). Helmut Lethen bezeichnet diesen Typos des Indifferenten als „kalte Person“, die nüchtern-illusionslos eine harte Tatsachenwelt akzeptiert, in der alle Prinzipien relativ und alle Entwicklungen letztlich zufällig sind.

Der Hof als Sammelplatz des gefährlichen Lebens

Diese Illusionslosigkeit, die den Einzelnen handlungsfähig hält, gehört zum Programm Graciáns. Er lebte und wirkte im Umfeld des spanischen Hofes zu einer Zeit des machtpolitischen und wirtschaftlichen Niedergangs. Das späte 16. und 17. Jahrhundert war eine Zeit maximaler Verunsicherungen, in der die Ratgeberliteratur florierte. Diese Literatur reagierte – wie *Graciáns Oráculo manual y arte de prudencia* (im Folgenden abgekürzt: HO) – auf ein allgegenwärtiges Suchen nach Sicherheiten und Sinndeutung, die aber letztlich unmöglich bleibt, da Letztinstanzen der Orientierung destabilisiert waren. Überleben scheint nur noch in einem Verhalten strategischer Indifferenz möglich. Seine Antworten sind keine Antworten, sondern zielen auf gangbares Wissen in einer unübersichtlichen und bedrohlichen Situation. Sie scheinen nur eine Frage zu bedenken: „Wie komme ich in dieser chaotischen, von widerstreitenden Interessen geprägten, von Neidern, problematischen Existenzen und Feinden bevölkerten Welt zurecht?“ (Joachim Küpper)

Der Hof ist für Gracián Modell für die Welt im Ganzen, „Sammelplatz des gefährlichen Lebens“ (Krauss), wo jeder seine Haut zu retten versucht. Inmitten der Ränke, Intrigen und Günstlingswirtschaft, in denen moralische Maßstäbe gleichgültig sind, muss man sich klug bewegen, um seinen Platz zu behaupten. Die höfische Welt steht nicht nur für die Gesellschaft, sondern für den agonalen Charakter des Daseins überhaupt und macht sein umfassendes Lebensgesetz sichtbar. Zwei biblische Motive, von denen er eines immer wieder zitiert, formulieren den Weltpessimismus Graciáns. Hiobs Feststellung, dass das Leben auf Erden einem Kriegsdienst (militia) gleiche (vgl. Hiob 7,1), sowie die Überzeugung, dass alle Menschen Lügner seien (vgl. Ps 116,11). Die Wahrheit kommt meist als Täuschung getarnt, und im Überlebenskampf sucht der eine den anderen zu besiegen. Trotz dieses Pessimismus stimmt Gracián weder in das monastische Motiv der Weltverachtung ein, noch kennt er die Larmoyanz einer weltentsagenden Schwermut. Seine Devise scheint vielmehr zu sein: Jetzt erst recht!

„Diesem gepanzerten Siegfried fehlt – zumindest auf dem Papier - das Lindenblatt.“ Illustration Elke Teuber-S.

Dechiffrierung der Wirklichkeit

Um überleben zu können, muss man also die Dinge sehen, wie sie sind. Der *desengaño* (Enttäuschung, Ernüchterung) ist die Grundvoraussetzung, um bestehen zu können, denn den realen Lebensbedingungen kann sich niemand entziehen. Sachlichkeit und Kompromiss sind die großen Leitworte. „Der Kluge lebe wie er kann, wenn nicht wie er wünschen möchte, und halte, was ihm das Schicksal zugestand, für mehr wert, als was es ihm versagte“ (HO 120). Auf der Bewahrung vor dem Irrtum beruht jene Klugheit, die richtiges Wollen und Handeln (phronêsis) erst ermöglicht. Sie ist eine Form – wie Schopenhauer übersetzt – der „Obhut seiner selbst“ (vgl. HO 96; 24; 69; 155; 168); letztlich also ein Mittel, um bestehen zu können.

Dass das Leben seit Menschengedenken nicht so ist, wie es sein sollte, damit gilt es sich zu arrangieren. „Die Dinge gelten nicht für das, was sie sind, sondern für das, was sie scheinen“ (HO 99, 130). Die Wahrheit hat es also schwer und kommt immer zuletzt. Die Welt ist die Welt der Lüge und Täuschung. „Das Wahre und Richtige aber lebt tief zurückgezogen und verborgen“ (HO 146). Um es zu entdecken, bedarf es steter Aufmerksamkeit, einer spähenden Schwebe oder – wie Gracián formuliert – der beständigen Dechiffrierung. Zunächst die Enträtselung seiner selbst, um sich möglichst umfassend zu kennen: Stärken, Fehler, Charakter, Reaktionsweisen, Leidenschaften (vgl. HO 161, 196, 225). Je mehr jemand sich kennt, desto mehr beherrscht er sich. Und Selbstbeherrschung ist die Voraussetzung jeder Herrschaft. Gracián rät aber auch, über sich selbst hinaus, diejenigen zu entziffern, mit denen man umgeht, d.h. Gesicht, Verhalten, Worte, Affekte etc. des anderen zu erforschen und aus diesem

Wissen einen strategischen Vorteil zu gewinnen (vgl. HO 273, 291). Er ist überzeugt davon, dass der Einzelne als Einzelner nicht leben kann, sondern „das Meiste und Beste, was wir haben“ von anderen abhängt (HO 111). Diese Abhängigkeit gilt es zu durchschauen, um sich selbst „auf optimale Weise in ihr zu behaupten und zu entfalten“ (Hans Peter Balmer). Die Zielrichtung aller Aphorismen des Hand-Orakels deutet sich hier bereits an. Es geht um nicht weniger als die lebenstaktische Selbstbehauptung, die Sicherung der eigenen Person, für die Gracián den Menschen „inmitten der Unbeständigkeit in der Richtung der Dauer flott zu machen [versucht] für ein Überleben über die Schwäche, und zwar aus eigenster Kraft“ (Krauss).

Strategische Indifferenz

Da die Welt nun einmal so ist, wie sie ist, gilt es, ihr adäquat Paroli zu bieten. Ihrer Unbarmherzigkeit muss man die eigene Unerbittlichkeit entgegensetzen. Taktik, List und Täuschung werden zu Handlungsoptionen, sofern sie nicht der Tugend entgegenstehen. Doch wird man bei Graciáns Aphorismen keine direkten Anweisungen finden. Sie sind im Indikativ Präsens abgefasst und so allgemein, dass sie mehr feststellen als empfehlen, was besonders für die taktischen Stücke gilt. Gracián hält seiner Zeit den Spiegel hin, um dem Einsichtigen zu helfen, sich gegen die Gefahren zu wappnen. Aphorismus 13 skizziert das Modell seiner realitätsgerechten Strategie. Sie ist ein kriegerisches Spiel, das stetige Aufmerksamkeit erfordert; ein Spiel mit Listen, um eigene Absichten zu verschleiern; mit Überraschungsschlägen und Luftstreichen, um den Gegner unerwartet zu treffen. Da der Gegner aber so raffiniert und scharfsinnig ist, die Manöver als Finten zu durchschauen, kann es geboten sein, „durch die Wahrheit selbst zu täuschen“. Innere Beweglichkeit, aufmerksame Verarbeitung aller Informationen über die gegnerischen Absichten, blitzschnelle Revision der Strategie, – all das ist nötig, um im Kampf siegreich zu sein. In dem Maße, wie man das Gegenüber dechiffrieren will, muss man die eigene Person verrätseln. „Sein Wollen nur in Ziffernschrift. […] Das praktischste Wissen besteht in der Verstellungskunst. Wer mit offenen Karten spielt, läuft Gefahr zu verlieren. Die Zurückhaltung des Vorsichtigen kämpfe gegen das Aufpassen des Forschenden“ (HO 98). Was in der Imitatio Christi des Thomas von

„Das Leben lässt sich nicht in ein abgerundetes System zwängen und kann deshalb immer nur von einem Standort her beleuchtet werden.“

Kempen noch geistlicher Kampf war – die Wachsamkeit gegen die listigen Versuchungen des Teufels (vgl. I,13) – wird zu einem rein innerweltlichen Kampf der Aufmerksamkeit gegen die böse Absicht des Gegners (Hellmut Jansen).

Die strategische Erkenntnis muss dabei von Fall zu Fall vorgehen. Graciáns Aphorismen stehen nicht in einer logischen Abfolge, jeder ist vielmehr für sich verständlich, da das Handeln sich immer situationsgemäß orientieren muss. Ein solches Vorgehen nimmt Widersprüche, die sich zwangsläufig ergeben, in Kauf. Das Leben lässt sich nicht in ein abgerundetes System zwängen und kann deshalb immer nur von einem Standort her beleuchtet werden. Der bewusst fehlende Systemwille befindet sich in Übereinstimmung mit der Willkür des Lebenslaufs. Graciáns Aphorismen sind dennoch nicht beliebig. Sie offenbaren vielmehr feste Haftpunkte und Entscheidungen. Der stetige Perspektivenwechsel verzichtet nicht auf eine einheitliche Gesinnung, sondern befördert ein Wissen, „das sich in einer chaotisch aufgebrochenen Welt versichert“ (Krauss).

Trennung von göttlichen und menschlichen Mitteln

Man wird einigermaßen erstaunt sein, von einem Christen, der dazu noch Priester und Ordensmann ist, derartige Maxime zu lesen. Wie konnte Gracián selbst seine Strategien rechtfertigen? Eine Spur legt der kürzeste Aphorismus des Hand-Orakels, einer der zwei mit einem explizit religiösen Bezug: „Man wende die menschlichen Mittel an, als ob es keine göttlichen, und die göttlichen, als ob es keine menschlichen gäbe. Große Meisterregel, die keines Kommentars bedarf“ (HO 251). Wäre durch diese scharfe Trennung der Christ frei, ohne Rücksicht auf moralische Verbindlichkeiten zu handeln? Die menschlichen Mittel scheint Gracián losgelöst von allen Vorgaben in ihrem rein faktischen Sosein zu behandeln. Damit verschwindet die mittelalterliche Ordo-Idee, die einen Heilszusammenhang aller Dinge, ein Zusammen von Gott und Welt sah. Diesseits und Jenseits werden zu strikt getrennten Sphären, bedeuten nichts füreinander und kommunizieren nicht mehr. Das Göttliche ist nur noch ein ferner, kaum sichtbarer Hochaltar, in jedem Fall aber ein Sonderbereich, der mit dem täglichen (Über-)Leben wenig oder gar nichts zu tun hat. Dass Gracián meint, die Regel nicht weiter kommentieren zu müssen, ist womöglich dem Umstand geschuldet, dass er sich damit auf vermintes theologisches Gelände begibt. Das Konzil von Trient hatte die doppelte Gerechtigkeit (*duplex iustitia*) – „Wende die menschlichen Werke an, als ob sie vor Gott nicht verdienstlich wären, und wende dich umgekehrt im Glauben an Gott, als ob die Werke keine Rolle spielten“ (Manfred Hinz) – verurteilt, da sie menschliche und göttliche Gerechtigkeit auseinanderreißt. Auf seinen Ordensgründer konnte sich Gracián ebenso wenig berufen, da sich in den Schriften des Ignatius von Loyola kein stringentes Analogon findet. Dennoch galt er vielen als typischer Vertreter eines doppelbödigen und verschlagenen Jesuitismus, dessen Wurzel Kritiker in der ignatianischen Indifferenz sahen. Der jesuitische Hofmann gleicht aber wohl mehr einem anonymen Christen, dessen christlicher Grund verborgen und dessen Indifferenz nur von fern ignatianisch ist.

Doch könnte man Aphorismus 251 in nachtridentinischer Perspektive auch anders lesen. Die Natur erschiene dann als Schöpfung, die keiner substantiellen Verderbnis fähig ist und damit als Voraussetzung der Gnade. Letzteres aber nicht nur in dem Sinn, dass die Gnade die Natur voraussetzt, sondern als Möglichkeit, in der Zeit unfehlbar auf den eschatologischen Gnadenakt zu treffen. Der letzte Aphorismus könnte diese barocke Pointe freilegen: „Mit einem Wort, ein Heiliger sein, und damit ist alles auf einmal gesagt“ (HO 300). Das Handorakel insgesamt wäre im Licht dieses abschließenden Wortes eine Handreichung für das Arrangement mit der Vorläufigkeit aller Dinge (vgl. Hans Blumenberg). Der Aufklärer, der den Trug und die Verderbnis der Welt aufdeckt, öffnet dem Einsichtigen die Augen, um ihn vor künftigen Enttäuschungen zu bewahren und „sich durch eine desillusionierte Lebensphilosophie über das Diesseits zu erheben und in ruhiger Gelassenheit auf das Jenseits vorzubereiten“ (Jansen). Er tut es aber unter Anwendung einer strikt innerweltlichen Logik, die auf göttliche Mittel verzichtet.

Zum Weiterlesen

Hans Peter Balmer, Philosophie der menschlichen Dinge. Die europäische Moralistik, Bern/München 1981.

Hans Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt, Frankfurt a.M. 1996.

Baltasar Gracián, Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit, übers. von Arthur Schopenhauer, Leipzig 2001.

Manfred Hinz, Die menschlichen und die göttlichen Mittel. Sieben Kommentare zu Baltasar Gracián, Bonn 2002.

Hellmut Jansen, Die Grundbegriffe des Baltasar Gracián, Genf/Paris 1958.

Werner Krauss, Graciáns Lebenslehre, Frankfurt a.M. 1947.

Joachim Küpper, Jesuitismus und Manierismus in Graciáns Oráculo manual, in: Romanistisches Jahrbuch 58 (2007) 412-442.

Helmut Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt a.M. ^{5}2006.

Hier bin ich Mensch, hier darf ich: Sterben

Diakonales Engagement im Hospiz

0

Aus dem Priesterseminar

SEBASTIAN SCHWERTFEGER
Student der Katholischen Theologie

Das ist wohl das Schreckgespenst in den Köpfen von vielen: Eine weiß gewandete Person steht auf einem, vom Neonlicht tiefgefrorenen Gang Sie befindet sich im Gespräch mit einem anderen Menschen. Gespräch? Wohl eher ein Monolog, der mit den Worten endet, die die Kühle des Neonlichtes in sich aufnehmen: „Wir können nichts mehr tun.“ Die Blicke sprechen von Hilflosigkeit. Sprechen von Verzweiflung und Angst.

Im westeuropäischen Kulturkreis wird medizinische Versorgung in der Regel damit verbunden, die Funktionalität des Köpers wiederherzustellen. Tod gilt als Scheitern, als Misserfolg. Doch wie die Geburt, gehört der Tod zum Leben. Auch wenn dieser Satz noch so oft wie ein Mantra gesprochen wird, bleibt der Tod immer die Extremerfahrung des Lebens. Obwohl die meisten Menschen in der westlichen Welt in öffentlichen Einrichtungen sterben, ist der Tod, wenn es das persönliche Umfeld betrifft, ein Tabuthema. Gerade diese Anonymisierung ist es wohl, die die Sprachlosigkeit fördert. Ist dann Sterben noch menschlich oder nur etwas (Un-)Heimliches? Hospiz- und Palliativeinrichtungen leisten einen großen Beitrag dazu, dass die Themen Tod und Sterben wieder lebensrelevant werden. Sie bieten Entlastung und nicht Entmündigung. Sie schaffen den Raum, damit das ganze Leben wieder Teil von Familie und Freundschaft wird. Diese Einrichtungen geben den An- und Zugehörigen die pflegerische und menschliche Unterstützung, sich um den sterbenden Menschen kümmern zu können. In der Abnahme der kräftezehrenden pflegerischen Arbeit können die zwischenmenschlichen Beziehungen mehr zum Tragen kommen. Dabei, so erlebe ich es im Hospiz Sankt Katharina in Frankfurt am Main, ist das pflegende Personal nicht nur eine physische Unterstützung, sondern durch das bloße Dasein ein Halt für alle Beteiligten.

Die wohl größte Angst eines sterbenden Menschen ist es, dass der Tod mit Schmerzen verbunden ist, die er nicht bewältigen kann. Oftmals ist diese Angst sogar größer als die angesichts der Frage, was wohl nach dem Sterben im Tod kommt. Denn der Großteil der Sterbenden, die mit mir darüber gesprochen haben, besitzt ein Vertrauen, dass mit dem Tod nicht alles aus ist. Für mich ist hierbei beeindruckend, dass es keine Rolle spielt, ob jemand religiös ist oder nicht. Es scheint eine Art ‚Urvertrauen' zu sein, dass der Tod nicht das letzte Wort hat.

Die Stärke einer guten Palliativmedizin liegt demnach aus meiner Sicht nicht nur in der menschlichen Anwesenheit, sondern auch im Begleiten des Schmerzes. Dabei geht es nicht um ein Stummschalten des Schmerzes, sondern um eine Unterstützung beim Bewältigen. So kann das respektvolle und erträgliche Leiden ein Weg sein, auch darin das eigene Leben ganz annehmen zu können. Eine Chance, sich selbst als ganz zu erfahren und nicht als ‚funktionsgestörtes Gerät', das nun abgeschaltet werden kann. Was er als Mensch ertragen kann, entscheidet der Sterbende selbst.

Eine weitere Form des Beistandes ist, neben der medizinischen, pflegerischen und seelsorglichen Unterstützung, der Einsatz von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Dieser Dienst ist keine Kompensation für zu wenig Personal, sondern eine weitere umsorgende Kraft für den sterbenden Menschen und seine An- und Zugehörigen. Manchmal spricht es sich mit diesen ‚neutralen' Dritten besser, da sie zwischen den Welten, zwischen der Institution Hospiz und der Außenwelt, stehen. Sie sind fremd und doch nah. Sind professionell und doch gefühlt informell. Wöchentlich habe ich die Gelegenheit, im Hospiz Sankt Katharina diesen Dienst zu leisten. Dabei sind meine Aufgaben sehr vielfältig und orientieren sich am konkreten Bedarf. Sei es, dass ich als Gesprächspartner zur Verfügung stehe, Mahlzeiten zubereite oder beim Rauchen die Zigarette halte, wenn die eigene Kraft dazu fehlt. Sei es, dass ich am Bett wache oder Angehörigen ein Gesprächs- und Schweigepartner bin. So ergeben sich immer wieder Begegnungen, die einen starken Eindruck bei mir hinterlassen. Begegnungen, die wirklich ein Geschenk sind. Es mag seltsam klingen, aber im Hospiz ist das volle Leben präsent. Ein beeindruckendes Bild ist es für mich, wenn beispielsweise Familienangehörige mit kleinen Kindern auf dem Arm ihre sterbenden Verwandten besuchen.

Und auch mein Glaube wird (an-)gefragt, denn ich werde hin und wieder nach der Hoffnung gefragt, die ich selbst im Hinblick auf das Leben nach dem Tod habe. Da erlebe ich die Aufforderung des Ersten Petrusbriefes ganz konkret: Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt. (1 Petr 3,15b)

Obwohl das Sterben im Hospiz ein Sterben in einer öffentlichen Einrichtung bleibt, so ist es aus meiner Sicht doch ein intimeres, familiäreres und vielleicht sogar persönlicheres Geschehen, als in anderen Einrichtungen.

Die Gespräche mit den Sterbenden führen mir immer wieder eine Weisheit vor Augen, die zwar sehr nach Kalenderspruch klingt, aber eine tiefe Wahrheit in sich trägt: Niemand hat je auf dem Sterbebett gesagt: „Ich wünschte, ich hätte mehr Zeit im Büro verbracht.“ Mit diesem Gedanken, an den mich mein Einsatz im Hospiz mehr als deutlich erinnert, versuche ich meinen Alltag zu gestalten. Mein Engagement ist daher für mich nicht nur ein Geben, sondern vielmehr auch ein Empfangen. Dafür bin ich sehr dankbar.

„Je dunkler es hier um uns wird, desto mehr müssen wir unser Herz öffnen für das Licht von oben.“ Edith Stein
Illustration: Elke Teuber-S.

Schwierige Barmherzigkeit

Worte zur Zeit

HEINRICH WATZKA SJ
Professor für Philosophie und Kollegsrektor

Frei ist, wer tun und lassen kann, was er will. In diesem Sinn ist nur der Gott der Bibel frei. Selbst die Götter der Mythologie, obwohl unsterblich, unterliegen mannigfachen Begrenzungen und Zwängen, allein schon aufgrund der Tatsache, dass die Freiheit des einen die Freiheit der anderen begrenzt. Der Gott der Philosophen existiert denknotwendig als Einer, aber er hört weder auf die Gebete seiner Gläubigen noch greift er in das Weltgeschehen ein. Die Philosophen der Stoa kennen zwar eine Vorsehung Gottes, aber sie setzen diese mit der Naturwendigkeit oder dem Schicksal gleich. Frei ist nur der Gott der Bibel. Er kann tun, was er will, weil ihn niemand an der Ausführung seiner Pläne zu hindern vermöchte, es sei denn, er legte sich bildlich gesprochen selber Fesseln an. Er darf tun, was er will, nicht weil er jenseits von Gut und Böse stünde, sondern weil er „lauter Güte und Gerechtigkeit" (vgl. Epheserbrief 5,9) ist. Als Quelle des Guten ist er Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker in einem. In Gott kann es keinen Zielkonflikt zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit geben.

Der Diskurs über Barmherzigkeit, von Papst Franziskus angestoßen durch die Ausrufung eines außerordentlichen Heiligen Jahres der Barmherzigkeit, aber auch durch seine Reisen an die Brennpunkte des aktuellen Flüchtlingsdramas, Lampedusa und Lesbos, hat nicht nur unter Katholiken wohlwollende Aufnahme gefunden. Es haben sich zwei Lesarten des Diskurses herausgebildet. Nach der einen Lesart ist der primäre Ort der Barmherzigkeit der Beichtstuhl oder das Beichtzimmer, wo die Gläubigen ihre Sünden bekennen und die sakramentale Lossprechung empfangen. Sie werden unterstützt von Missionaren der Barmherzigkeit, die der Papst am Aschermittwoch 2016 in alle Weltgegenden ausgesandt hat, allein acht ins Bistum Limburg. Nach der anderen Lesart weitet sich der Ort der Barmherzigkeit ins Geo-Politische aus, d.h. in Länder mit offenen Grenzen, großzügiger Praxis der Asylgewährung und Willkommenskultur für Notleidende und Flüchtlinge. Für beide Lesarten steht Papst Franziskus ein. Wie sieht es in der Praxis aus? Die Nachfrage nach sakramentaler Beichte und Lossprechung bewegt sich unter deutschen Katholiken auch im Jahr der Barmherzigkeit auf niedrigem Niveau. Die Grenzen Deutschlands sind dank der Grenzschließungen unserer südöstlichen Nachbarn dicht, und die Zeiten der Akzeptanz einer großzügigen Asylgewährung sind Vergangenheit. Was ist vom Diskurs der Barmherzigkeit geblieben? War es am Ende doch nur ein Diskurs im Sinn von ‚Gesprächsanregung', ‚Diskussion', ‚Unterredung'?

Das Jahr der Barmherzigkeit hätte sein Ziel erfüllt, wenn es wenigstens einen Anstoß böte, über Gott nachzudenken. Die Gotteskrise ist im Kern keine Krise Gottes, wie die Kritiker der Theodizee behaupten, die von einem Scheitern Gottes angesichts des milliardenfachen schuldlosen Leidens der Geschöpfe sprechen. Sie ist vielmehr eine Krise des Gottesglaubens, genauer des Glaubens an den Gott der Bibel, der der Gott Jesu Christi ist. An diesen Gott können viele nicht mehr glauben. Problematisch ist ausgerechnet das Attribut, das aufgeklärte Zeitgenossen mit Blick auf sich selber für nicht verhandelbar halten und mit Blick auf Gott für mehr als fragwürdig erachten: seine Souveränität und Freiheit, zu schalten und zu walten, wie er will (vgl. den Gesang des Magnificat). Der Gott der Bibel lässt sich nicht in die Karten schauen. Er erbarmt sich des schuldlosen genauso wie des selbst verschuldeten Elends. Das Paradigma des selbstverschuldeten Elends ist das Elend des Sünders. Das Paradigma des nicht verschuldeten Elends ist das Elend der Armen, Witwen, Waisen, Heimatlosen. Das Elend des verlorenen Sohns im gleichnamigen Gleichnis ist selbstverschuldetes Elend. Das Elend des Mannes, der unter die Räuber fiel und dem der Samariter zur Seite stand, ist unverschuldetes Elend. Gott erbarmt sich des einen wie des anderen, das ist die Botschaft beider Gleichnisse. Sollen wir es in dem einen Fall ‚Barmherzigkeit', in dem anderen Fall ‚Gerechtigkeit' nennen?

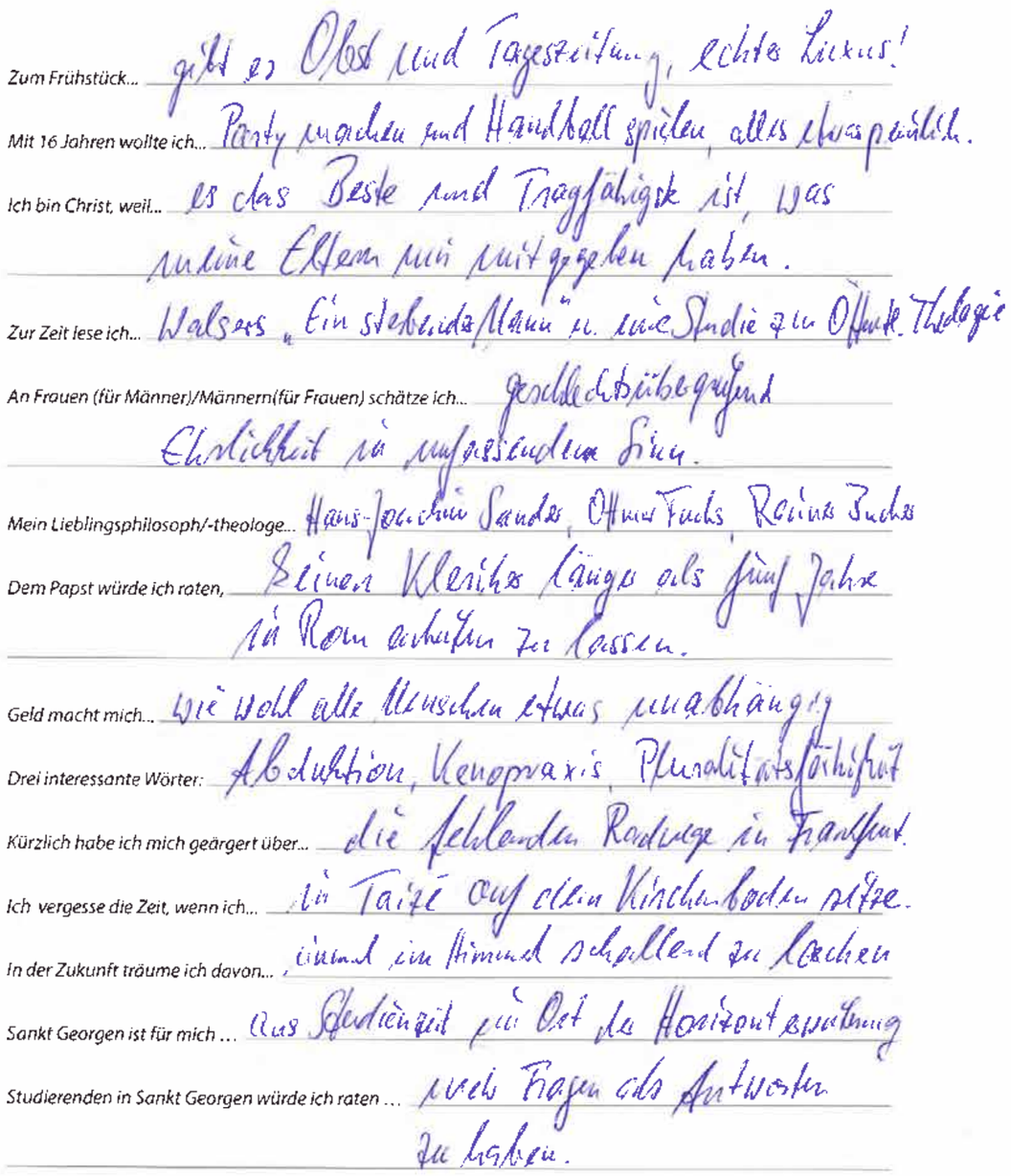
„Gott ist so frei, dass er nicht in Widerspruch mit sich gerät, wenn er barmherzig und gerecht ist."

Ich möchte mit einer Vermutung schließen. Die Ratlosigkeit, die das Thema der Barmherzigkeit bei vielen hinterlässt, hat weniger mit dem Tun der Barmherzigkeit als mit ihrer Annahme zu tun. Für Menschen, die damit groß geworden sind, dass sie Rechte haben und ihre Rechte einklagen können, ist es ein schwieriger Gedanke, auf Barmherzigkeit angewiesen zu sein. Für konservative Glaubenshüter ist es ein schwieriger Gedanke, dass eklatante Verstöße gegen gottgegebene Normen bei Gott Erbarmen finden könnten. Aber Gottes Barmherzigkeit besagt ja gerade nicht, dass er es mit der Gerechtigkeit nicht so genau nimmt und eine Fünf auch mal gerade sein lässt, sondern dass er dem Sünder vergibt. Gott ist so frei, dass er nicht in Widerspruch mit sich gerät, wenn er barmherzig und gerecht ist.

Foto Elke Teuber-S.

Bitte einmal ausfüllen!

Wolfgang Beck, Juniorprofessor für Pastoraltheologie und Homiletik, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG



Zum Frühstück... gibt es Obst und Tageszeitung, echter Luxus!

Mit 16 Jahren wollte ich... Party machen und Handball spielen, alles etwas peinlich.

Ich bin Christ, weil... es das Beste und Tragfähigste ist, was meine Eltern mir mitgegeben haben.

Zur Zeit lese ich... Walsers „Ein stehender Mann" u. eine Studie zur Öffentl. Theologie

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... geschlechtsübergreifend Ehrlichkeit im umfassenden Sinn.

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Hans-Joachim Sander, Otmar Fuchs, Reinhard Bucher

Dem Papst würde ich raten, seinen Kleiderstil länger als fünf Jahre in Rom anhalten zu lassen.

Geld macht mich... wie wohl alle Menschen etwas unabhängig

Drei interessante Wörter: Abduktion, Kenopraxis, Pluralitätsfähigkeit

Kürzlich habe ich mich geärgert über... die fehlenden Radwege in Frankfurt.

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... in Taizé auf dem Kirchenboden sitze.

In der Zukunft träume ich davon... einmal ein Himmel schallend zu lachen

Sankt Georgen ist für mich ... aus Studienzeit ein Ort der Horizonterweiterung

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... mehr Fragen als Antworten zu haben.

Judas: Verraten, um den Träumen treu zu bleiben?

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
Rektor der Hochschule

„A song of love is a sad song" ist die erste Zeile eines alten Liedes. Die Geschichte zwischen Judas und Jesus ist die Geschichte einer traurigen, verzweifelten Liebe. Das tiefe Bedauern über Judas lässt sich noch dem ältesten Satz entnehmen, der von Jesus im Neuen Testament über Judas überliefert ist: „Besser wäre es für ihn gewesen, er wäre nie geboren worden."

Ein Säulenkapitell in der Basilika von Vézelay zeigt neben einer erschreckenden Darstellung des erhängten Judas, wie Jesus Judas' Leichnam auf seinem Rücken nach Hause trägt. In der Phantasie des Künstlers muss es der Auferstandene gewesen sein. War es vielleicht das Erste, was der auferstandene Jesus getan hat: den Leichnam des Judas vom Galgen abzunehmen, ihn auf seinen Rücken zu nehmen und ihn in dessen Haus zu versorgen?

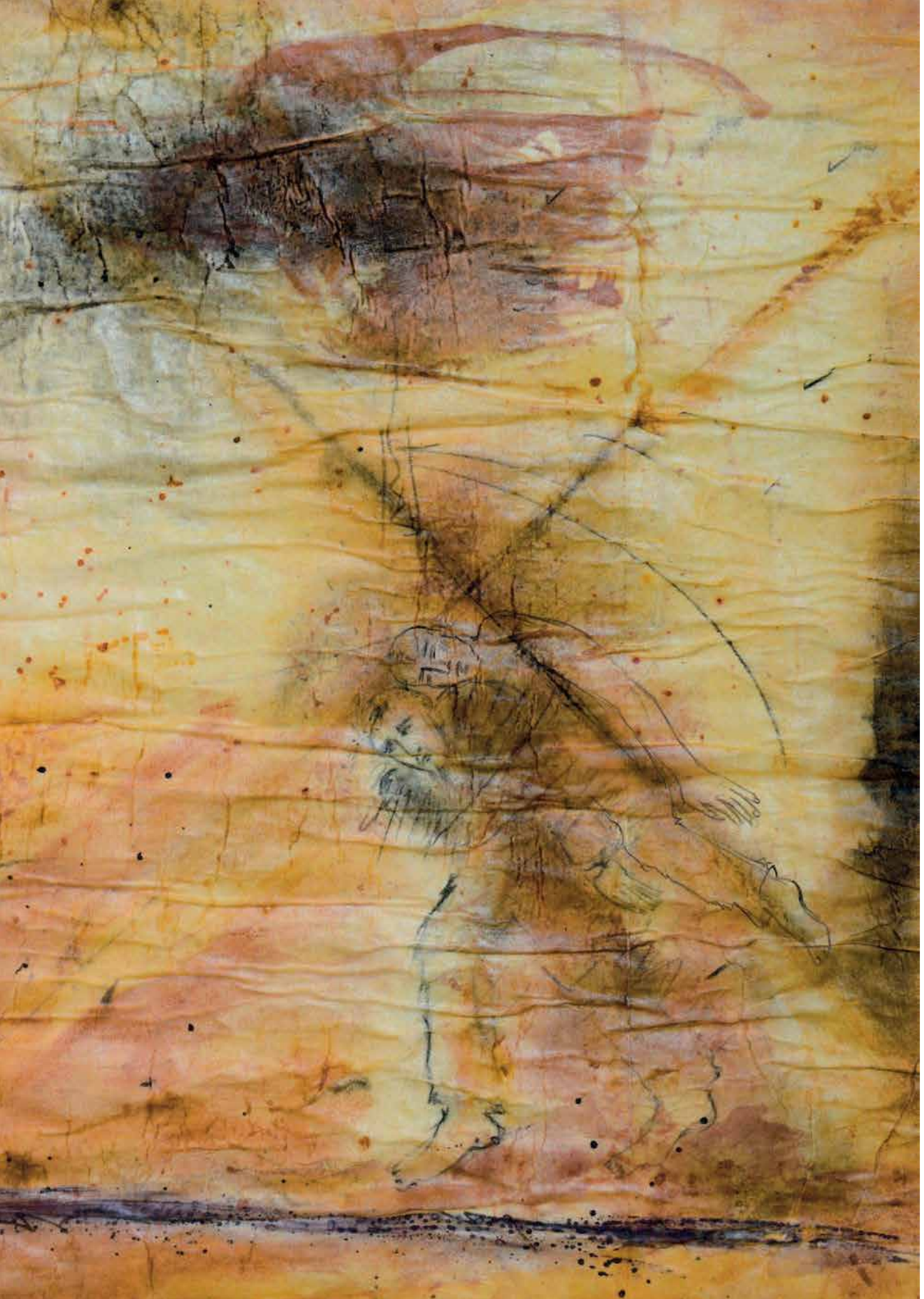
Auch Amos Oz' Roman „Judas" ist die Erzählung einer Liebe, oder genauer eine „Geschichte von Liebe und Finsternis", wie ein anderer autobiographischer Roman heißt. Der hebräische Originaltitel „Das Evangelium nach Yehuda" spielt auf das vor einigen Jahren entdeckte Judasevangelium an. Es ist eine rätselhafte Schrift, weniger wegen der Figur des Judas als wegen ihrer wüsten Spekulationen über das Transzendente. Amos Oz' Roman bleibt hingegen ganz auf der Erde: Judas hat Jesus geliebt und hat mehr an ihn geglaubt, als Jesus an sich selbst: „Ich habe ihn von ganzem Herzen geliebt und an ihn geglaubt. (…) Es war nicht nur die Liebe eines Schülers zu seinem großen Lehrer (…) Nein, ich liebte ihn als Gott" (S. 295).

Aus Liebe leitet Judas die Kreuzigung Jesu in die Wege, weil er glaubt, damit Jesus den Raum für sein größtes Wunder zu bereiten. Vor aller Welt, vor der gesamten riesigen Pilgermenge, die zum Paschafest nach Jerusalem gekommen ist, sollte Jesus vom Kreuz hinabsteigen. Als Gekreuzigter sollte er „heil und gesund" zeigen, dass selbst der grausamste Martertod ihm nichts anhaben konnte. Es sollte das „letzte Wunder" Jesu werden, „nach dem es auf der Welt keinen Tod mehr geben würde" (S. 295). Das gesamte 47. Kapitel des Romans schildert Jesu Kreuzigung aus Judas' Perspektive, eine bewegende Nacherzählung. Doch der Roman bleibt ohne Wunder. Am Ende muss Judas einsehen, dass er sich mit seiner großen Liebe getäuscht hat.

Bei guten Büchern kann eine Rezension zuerst die Schwierigkeiten nennen: Es ist die Judas-Rekonstruktion selbst. Eigentlich schade, denn seine Idee ist eigentlich originell: Judas ist nicht einfach ein Zwillingsbruder Jesu, der als antagonistisches Prinzip untrennbar in die Erlösung integriert ist - so haben gnostisierende Quellen schon früh das Unerklärliche an Judas in die Überlieferung Jesu hineingenommen. Oz geht nicht so weit, sondern bleibt bei den ältesten im Neuen Testament erhebbaren Traditionen, die mit Bedauern auf die tragische Liebe des Judas blicken. Aber Judas' Faszination für die Wunder Jesu, seine Liebe zu Jesus als Gott kann ich selbst bei aller Hoch-Christologie im Neuen Testament nicht nachvollziehen: In Jesus ist Gott Mensch geworden, damit ER – Gott – als Mensch geliebt werden kann, mit allem Skandalisierenden, was zu menschlicher Liebe dazu gehört. Das scheint mir die Grundaussage des Neuen Testaments über Jesus zu sein. Gerade das macht mir auch Judas noch mal verstehbar: Die Liebe zum Menschen Jesus kann sogar dazu führen, ihn zu verraten.

Und hier liegt die eigentliche Stärke von Oz' Judasroman: im Nachzeichnen des Phänomens Verrat, nicht nur bei der Figur des Judas, die Schmuel Asch, der Protagonist des Romans sich rekonstruiert. Seine Magisterarbeit über Jesus aus Sicht der Juden hat er gerade abgebrochen, aber sie beschäftigt ihn weiter in seinen Gedanken. Das Phänomen Verrat wiederholt sich im Roman noch einmal auf zwei weiteren Ebenen: Bei dem verstorbenen Schealtiel Abrabanel, der Schmuel Asch fasziniert, und bei Schmuel Asch selbst.

Eigentlich gibt es im ganzen Roman nur drei Figuren aus drei verschiedenen Generationen: Asch (25 Jahre) zieht als Studienabbrecher bei der 45-jährigen von Männern enttäuschten Atalja ein. Dort erhält er Kost und Logis und verliebt sich in sie. Für seinen Unterhalt pflegt Schmuel Asch Ataljas Schwiegervater Gerschom Wald (75 Jahre), den Vater ihres im Krieg



Jesus trägt Judas nach Hause Illustration Elke Teuber-S.

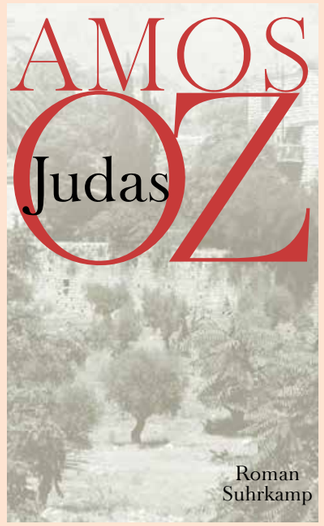
gefallenen Mannes Micha. Gerschom Wald, ein einsamer Weise, vorausschauend und gütig, warnt ihn vor Atalja, denn sie ist notorisch von Männern enttäuscht. Dennoch: Schmuel Asch kann sich ihrer Anziehung nicht entziehen und sieht wie ein „reiner Tor“ immer deutlicher auf sich zukommen, dass er damit am Ende in Ataljas Haus nicht mehr haltbar bleibt. So zieht er am Ende weiter.

In seinem bohrenden Nachforschen nach Ataljas Vater Schealtiel Abrabanel, einem der zionistischen Politiker in den Gründungsjahren Israels, stößt Schmuel Asch auf eine weitere Judas-geschichte: Er entdeckt wie Schealtiel Abrabanel als Zionist in seinen Träumen für Israel bitter enttäuscht worden ist. Schließlich verliert Schmuel Asch selbst den Glauben an seine revolutionären politischen Ideen und erfährt so die Dynamik des Verrats an sich selbst. So deckt der Roman faszinierend den Zusammenhang von Verrat und Liebe auf, zwischen Verrat und tieferer Treue: „Wer bereit ist, sich zu verändern (…) wer den Mut hat, sich zu verändern, wird immer von jenen als Verräter bezeichnet werden, die zu keiner Veränderung fähig sind und eine Heidenangst vor Veränderung haben, die Veränderungen nicht verstehen und sie ablehnen. Schealtiel Abrabanel hat einen schönen Traum geträumt, und wegen dieses Traums haben sie ihn Verräter genannt“, sieht Schmuel Asch bei seinem Nachforschen nach Ataljas Vater ein (S. 273).

Wird Judas nicht erklärbarer, wenn er ähnlich enttäuscht worden ist, wenn ihn seine Ideale gerade deshalb zum Verräter werden ließen, weil er Jesus als Menschen menschlich geliebt hat? Sah Judas am Ende durch sein Verhandeln mit dem Tempel die einzige Lösung, die Träume von Gottes befreiendem Kommen noch zu retten, Träume, die er mit Jesus teilte?

In seinem Interview in der „Zeit“ hat Amos Oz gesagt, dass sein Roman die Idee einer universellen Liebe attackiere. Wir würden nicht genug Liebe in uns haben, um alle Menschen zu lieben. Menschen seien nicht imstande, in ihrem Leben mehr als fünf bis zehn Menschen zu lieben, in seltenen Fällen vielleicht einmal fünfzehn. Das klingt wenig romantisch, aber realistisch. Dann war Jesus einer der wenigen Menschen, die Judas geliebt hat.

„A song of love is a sad song, a song of love is a song of woe“, „Ein Liebeslied ist ein trauriges Lied, ein Liebeslied ist ein Lied von Wehe!“, geht das alte Lied vom Anfang dieses Beitrags weiter. Liebe kann sehr schön sein und ganz in die Nähe Gottes führen, sie kann Menschen aber auch mitten in das „Wehe!“ hineinführen, von dem die biblischen Propheten sprechen. Offenbar hat Judas dies so erfahren; viel mehr lässt sich historisch über Judas nicht herausfinden. Aber dass Jesus sich als die menschgewordene Liebe Gottes dann auch seiner angenommen und ihn als Auferstandener vom Galgen nach Hause getragen hat, das ist zumindest theologisch eine tiefere Wahrheit über Judas, als alle, die sich historisch rekonstruieren lassen.



Amos Oz,
Judas. Roman.
Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler,
Berlin: Suhrkamp 2015

Die Bielefelder Bibel

Eine einzigartige Ausgabe: Die Heilige Schrift in lesefreundlicher Form

Pietas

MELANIE PEETZ
Professorin für Einleitung in die Heilige Schrift

Man mag sich fragen: Wozu eine weitere Bibelausgabe? Was ist das Besondere an der Bielefelder Bibel? Worin unterscheidet sie sich von anderen Bibelausgaben?

Wer die Bielefelder Bibel aufschlägt, dem springt der Unterschied sofort ins Auge. Der Leser, die Leserin kann sich an einer neuen Gestalt erfreuen, welche die Sprachgewalt der Bibel auch typografisch zum Vorschein bringt.

Die Bielefelder Bibel beginnt unmittelbar mit den ersten Worten der Bibel: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. … Da sprach Gott: Es werde Licht!“ (Gen 1,1.3) Die Bielefelder Bibel braucht kein Vorwort, denn sie muss nicht erklärt werden. Sie macht die Bibel als Literatur sichtbar und erlebbar. Der Grund für den leichten Zugang: Die Bielefelder Bibel besticht durch eine für heutige Bibelausgaben ungewöhnliche und individuelle Gestaltung: Lieder sind als Lieder erkennbar, Gesetzestexte als Gesetzestexte, Briefe als Briefe, Erzählungen als Erzählungen und vieles mehr.

Die Bielefelder Bibel verfolgt mit ihrer ansprechenden Aufmachung nicht zuletzt ein bibeltheologisches Anliegen: Die Bibel ist kein einziges Buch, kein einheitliches Gebilde, sondern vielmehr eine Bibliothek. Und ihre einzelnen „Bücher“ und Schriften sind von verschiedener Art – mal emotional, mal sachlich, mal dramatisch, mal nüchtern, lyrisch oder episch …;

„Die Bibel ist eine Bibliothek, und doch ist sie zugleich eine Einheit. Alles ist aufeinander abgestimmt und trägt sich gegenseitig“ *N. Lohfink*

auf jeden Fall sind die Texte der Bibel vielfältiger, als viele herkömmliche Bibelausgaben mit ihrer eintönigen Gestaltung vermuten lassen. Im Unterschied zu den allermeisten Bibelausgaben bietet die Bielefelder Bibel den Text nicht nüchtern in mehreren Spalten dar. Plötzlich wirkt die Bibel nicht mehr monoton wie ein Telefonbuch sondern vielstimmig und farbig.

Allein durch die Schriftgestaltung und nicht etwa durch zusätzliche Illustrationen hebt die Bielefelder Bibel die unterschiedlichen Textgattungen und die emotionale Klangfarbe biblischer Texte hervor – mit Stilmitteln wie Initialen, kursiver oder fetter Schrift sowie durch zusätzliche Abschnitte und viel Weißraum.

Die schriftgestalterische Aufmachung der Bielefelder Bibel verfolgt dabei einen stark leserorientierten Ansatz. Es geht zum Beispiel nicht darum, einen Brief darzustellen, wie man ihn zur Zeit des Paulus dargestellt hätte, sondern vielmehr darum, dass heutige Leser und Leserinnen den Text als Brief wiedererkennen. Sagenhafte Texte werden zum Beispiel mit gestalterischen Elementen versehen, die modernen Lesern und Leserinnen nahe legen, dass es sich um eine Sage handelt. Der antike Text wird also durch schriftgestalterische Mittel in die Moderne übersetzt.

Darüber hinaus trägt die Bielefelder Bibel auch der theologischen Beobachtung Rechnung, dass die Bibel in ihrer Vielfalt zugleich eine Einheit ist. Die Vielfalt in der Einheit bringt die Bielefelder Bibel vor allem durch die Verwendung der FF Nexus (entwickelt von dem Niederländischen Type-Designer Martin Majoor) zum Ausdruck. Die FF Nexus ist eine große Schriftsippe, die sich in viele unterschiedliche Schriftfamilien mit zahlreichen Schriftschnitten auffächert, die wiederum alle aus einer gemeinsamen Grundform abgeleitet worden sind. Das heißt: Die diversen Schriftarten der FF Nexus weisen untereinander einen hohen formalen Verwandtschaftsgrad auf (Nexus = Verbindung). Zugleich ist die ausgewählte Schrift sehr ausdruckstark. Sie trägt maßgeblich dazu bei, feine Nuancen, also die spirituelle und emotionale Dimension biblischer Texte hervorzubringen.

Im Ergebnis will die Bielefelder Bibel mit ihrer ansprechenden und lesefreundlichen Präsentation der Bibel die Lust auf ihre Lektüre wecken. Sie ermöglicht zugleich ein intensiveres Textverständnis und ein emotionaleres Leseerlebnis.

DIE ANFÄNGE DER WELT UND DER MENSCHHEIT

Da sprach Gott:

ES WERDE LICHT!

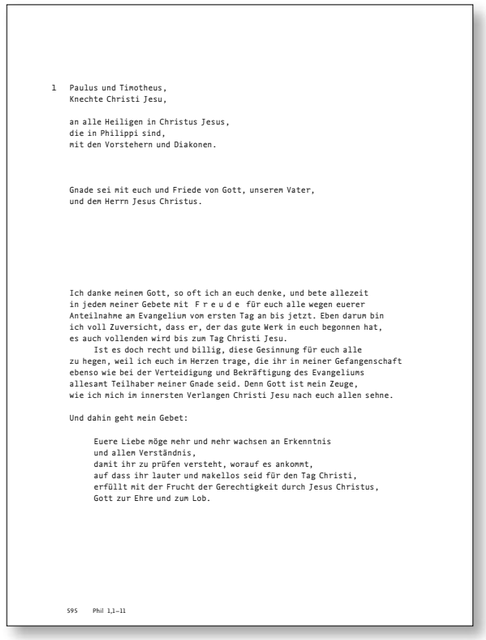
Und es wurde Licht.
Gott sah, dass das Licht gut war,
und Gott schied zwischen dem Licht
und der Finsternis.
Gott nannte das Licht Tag
und die Finsternis nannte er Nacht.

Es wurde Abend und es wurde Morgen:

ERSTER TAG.

11 Gen 1,3–5

Die Schöpfung in Gen 1: erster Tag ▲
Durch viel Weißraum und einen zentrierten Satzspiegel drückt die Bielefelder Bibel Feierlichkeit aus. Die großen Versalien unterstreichen die Monumentalität des Textes. Der refrainartige Charakter wird durch die schriftgestalterische Herausarbeitung der Struktur visualisiert.
Gestalter: Marcel Hillebrand



1 Paulus und Timotheus,
Knechte Christi Jesu,

an alle Heiligen in Christus Jesus,
die in Philippi sind,
mit den Vorstehern und Diakonen.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater,
und dem Herrn Jesus Christus.

Ich danke meinem Gott, so oft ich an euch denke, und bete allezeit
in jeden meiner Gebete mit F r e u d e für euch alle wegen euerer
Anteilnahme am Evangeliun von ersten Tag an bis jetzt. Eben darum bin
ich voll Zuversicht, dass er, der das gute Werk in euch begonnen hat,
es auch vollenden wird bis zum Tag Christi Jesu.
Ist es doch recht und billig, diese Gesinnung für euch alle
zu hegen, weil ich euch im Herzen trage, die ihr in meiner Gefangenschaft
ebenso wie bei der Verteidigung und Bekräftigung des Evangeliums
allesamt Teilhaber meiner Gnade seid. Denn Gott ist mein Zeuge,
wie ich mich im innersten Verlangen Christi Jesu nach euch allen sehne.

Und dahin geht mein Gebet:

Euere Liebe möge mehr und mehr wachsen an Erkenntnis
und allen Verständnis,
damit ihr zu prüfen versteht, worauf es ankommt,
auf dass ihr lauter und makellos seid für den Tag Christi,
erfüllt mit der Frucht der Gerechtigkeit durch Jesus Christus,
Gott zur Ehre und zum Lob.

595 Phil 1,1–11

Der Brief an die Philipper: Briefkopf ▲
Die Bielefelder Bibel setzt brieftypische Elemente in Szene, indem sie zum Beispiel das so genannte Präskript antiker Briefe als Briefkopf gestaltet. Der Eindruck eines Briefes wird durch die Verwendung der FF Nexus Typewriter (Schreibmaschinenschrift) verstärkt.
Gestalterin: Stephanie Schreiber

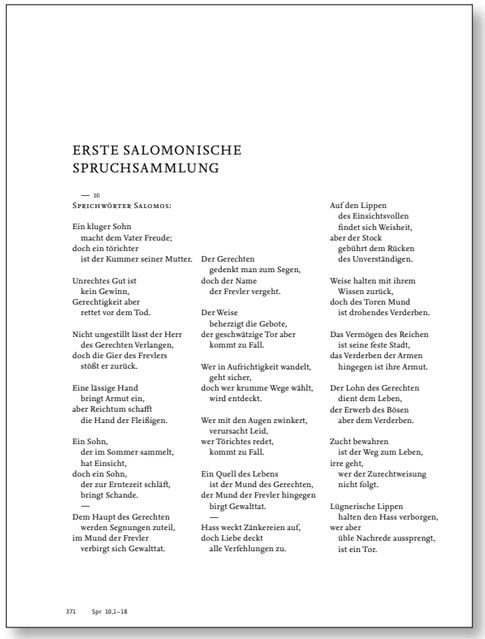
Die Entstehung der Bielefelder Bibel verdankt sich der Symbiose von Bibeltheologie und Gestaltung: Von Seiten der Bibeltheologie wurde die Idee, die Bibel als Bibliothek zu gestalten, von Prof. Dr. Norbert Lohfink SJ angestoßen, der in Sankt Georgen in den Jahren von 1962 bis 1996 Exegese des Alten Testamentes lehrte. Norbert Lohfink hatte bereits in den 1980er Jahren die Vision, die Bibel in 73 Bänden entsprechend der Anzahl ihrer Bücher und Schriften herauszugeben – jedes Buch individuell gestaltet. Seit 2009 arbeiten rund 60 zumeist studentische Gestalterinnen und Gestalter der Fachhochschule Bielefeld in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl „Einleitung in die Heilige Schrift“ der Hochschule Sankt Georgen an einer zeitgemäßen Präsentation des Bibeltextes. Angeleitet wird das Projekt von Dirk Fütterer (Professor für Typografie an der Fachhochschule Bielefeld) und von Melanie Peetz (Professorin für Einleitung in die Heilige Schrift an der PTH Sankt Georgen).
Eine Auswahlausgabe der Bielefelder Bibel mit dem Text der Herder-Übersetzung ist bereits erschienen.
ISBN: 978-3-451-34000-0

Psalm 90

Ein Gebet von Mose, dem Mann Gottes.

HERR, DU WARST UNS ZUFLUCHT
von Geschlecht zu Geschlecht.
Ehe sich hoben die Berge,
ehe die Erde entstand und die Welt,
von Ewigkeit bist du, o Gott, bis in Ewigkeit.
Du lässt die Sterblichen wiederkehren zum Staub;
du sprichst: Ihr Menschenkinder, kehret zurück!
Denn tausend Jahre sind vor dir
wie der gestrige Tag, der verging,
nur einer Nachtwache gleich.
Du nimmst sie jählings hinweg, sodass sie werden wie der Schlaf;
am Morgen gleichen sie dem sprossenden Gras.
Es kommt hervor in der Frühe und grünt,
abgemäht ist es am Abend und welk.
Wahrlich, vor deinem Zorn schwinden wir hin,
durch deinen Grimm erstarren wir vor Schreck.
Vor deine Augen stelltest du unsere Schuld,
ins Licht deines Angesichts die verborgene Sünde.
All unsere Tage vergingen in deinem Zorn,
wie einen Seufzer verlebten wir unsere Jahre.
Die Fülle unserer Jahre ist siebzig,
und ist Kraft uns beschieden, so kommen wir auf achtzig.
Die meisten von ihnen sind Plage und vergebliche Mühe;
rasch enteilen sie, im Fluge sind wir dahin.
Wer kann wägen die Gewalt deines Zornes,
wer ermisst in gebührender Furcht deinen Grimm?
Lehre uns zählen unsere Tage,
auf dass wir gelangen zur Weisheit des Herzens.
Wende dich wieder zu uns, o Herr! Wie lange noch?
Deinen Knechten sei gnädig!
Erquicke uns bald mit deinem Erbarmen,
so werden wir jubeln und froh sein all unsere Tage.
Für die Tage, an denen du uns gezüchtigt, mache uns froh,
für die Jahre, da wir Böses erfuhren.
Dein Werk mache offenbar deinen Knechten
und ihren Kindern mache kund deine Herrlichkeit.
Und über uns sei die Güte Gottes, unseres Herrn.
Und dem Werk unserer Hände gib deinen Segen,
ja, segne das Werk unserer Hände!

▲ **Die Psalmen** Gestalter: Daniel Bergen



ERSTE SALOMONISCHE
SPRUCHSAMMLUNG

— 10
Sprichwörter Salomos:

Ein kluger Sohn
macht dem Vater Freude;
doch ein törichter
ist der Kummer seiner Mutter.

Unrechtes Gut ist
kein Gewinn,
Gerechtigkeit aber
rettet vor dem Tod.

Nicht ungestillt lässt der Herr
des Gerechten Verlangen,
doch die Gier des Frevlers
stößt er zurück.

Eine lässige Hand
bringt Armut ein,
aber Reichtum schafft
die Hand der Fleißigen.

Ein Sohn,
der im Sommer sammelt,
hat Einsicht,
doch ein Sohn,
der zur Erntezeit schläft,
bringt Schande.
—
Dem Haupt des Gerechten
werden Segnungen zuteil,
im Mund der Frevler
verbirgt sich Gewalttat.

Der Gerechten
gedenkt man zum Segen,
doch der Name
der Frevler vergeht.

Der Weise
beherzigt die Gebote,
der geschwätzige Tor aber
kommt zu Fall.

Wer in Aufrichtigkeit wandelt,
geht sicher,
doch wer krumme Wege wählt,
wird entdeckt.

Wer mit den Augen zwinkert,
verursacht Leid,
wer Törichtes redet,
kommt zu Fall.

Ein Quell des Lebens
ist der Mund des Gerechten,
der Mund der Frevler hingegen
birgt Gewalttat.
—
Hass weckt Zänkereien auf,
doch Liebe deckt
alle Verfehlungen zu.

Auf den Lippen
des Einsichtsvollen
findet sich Weisheit,
aber der Stock
gebührt dem Rücken
des Unverständigen.

Weise halten mit ihrem
Wissen zurück,
doch des Toren Mund
ist drohendes Verderben.

Das Vermögen des Reichen
ist seine feste Stadt,
das Verderben der Armen
hingegen ist ihre Armut.

Der Lohn des Gerechten
dient dem Leben,
der Erwerb des Bösen
aber dem Verderben.

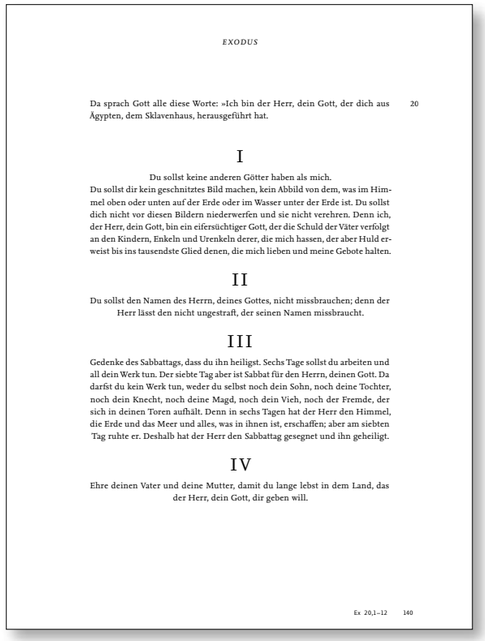
Zucht bewahren
ist der Weg zum Leben,
irre geht,
wer der Zurechtweisung
nicht folgt.

Lügnerische Lippen
halten den Hass verborgen,
wer aber
üble Nachrede aussprengt,
ist ein Tor.

371 Spr 10,1–18

Das Buch der Sprichwörter ▲
Mit einer variierenden Anzahl von Spalten werden die unterschiedlichen Sprucharten visualisiert: Der Einzelspruch wird als kleine kompakte Sinneinheit im Dreispalter präsentiert. Zusammenhängende Lehrreden und Lehrgedichte werden als größere rhetorische Einheit dargestellt.
Gestalterin: Sonja Mense

Exodus ▼
Das Buch Exodus ist als lineare Erzählung gestaltet. Besondere Textabschnitte wie der Stammbaum, das Lied, die Zehn Gebote und die Gesetze werden hervorgehoben. Die Zehn Gebote beispielsweise werden durch Nummerierung deutlich herausgestellt und durch viel Weißraum feierlich und zugleich monumental präsentiert. Die Gestaltung der gesetzlichen Texte lehnt sich an der Konzeption moderner Gesetzestexte an.
Gestalterin: Irma Knauer



EXODUS

Da sprach Gott alle diese Worte: »Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus 20
Ägypten, dem Sklavenhaus, herausgeführt hat.

I

Du sollst keine anderen Götter haben als mich.
Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, kein Abbild von dem, was im Himmel oben oder unten auf der Erde oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich nicht vor diesen Bildern niederwerfen und sie nicht verehren. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Schuld der Väter verfolgt an den Kindern, Enkeln und Urenkeln derer, die mich hassen, der aber Huld erweist bis ins tausendste Glied denen, die mich lieben und meine Gebote halten.

II

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr lässt den nicht ungestraft, der seinen Namen missbraucht.

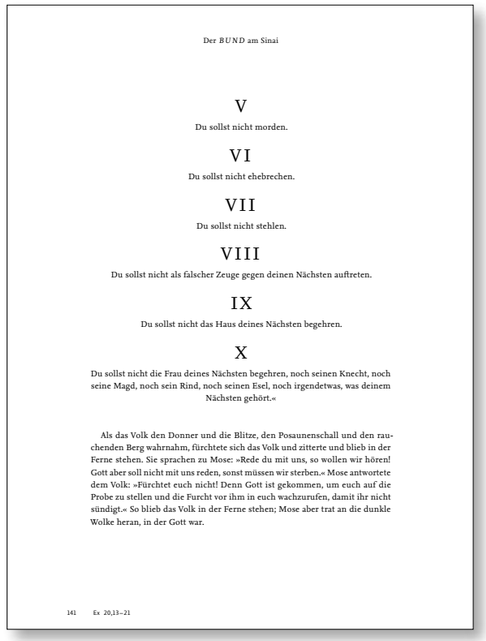
III

Gedenke des Sabbattags, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und all dein Werk tun. Der siebte Tag aber ist Sabbat für den Herrn, deinen Gott. Da darfst du kein Werk tun, weder du selbst noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Fremde, der sich in deinen Toren aufhält. Denn in sechs Tagen hat der Herr den Himmel, die Erde und das Meer und alles, was in ihnen ist, erschaffen; aber am siebten Tag ruhte er. Deshalb hat der Herr den Sabbattag gesegnet und ihn geheiligt.

IV

Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir geben will.

Ex 20,1–12 140



Der *BUND* am Sinai

V

Du sollst nicht morden.

VI

Du sollst nicht ehebrechen.

VII

Du sollst nicht stehlen.

VIII

Du sollst nicht als falscher Zeuge gegen deinen Nächsten auftreten.

IX

Du sollst nicht das Haus deines Nächsten begehren.

X

Du sollst nicht die Frau deines Nächsten begehren, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch sein Rind, noch seinen Esel, noch irgendetwas, was deinem Nächsten gehört.«

Als das Volk den Donner und die Blitze, den Posaunenschall und den rauchenden Berg wahrnahm, fürchtete sich das Volk und zitterte und blieb in der Ferne stehen. Sie sprachen zu Mose: »Rede du mit uns, so wollen wir hören! Gott aber soll nicht mit uns reden, sonst müssen wir sterben.« Mose antwortete dem Volk: »Fürchtet euch nicht! Denn Gott ist gekommen, um euch auf die Probe zu stellen und die Furcht vor ihm in euch wachzurufen, damit ihr nicht sündigt.« So blieb das Volk in der Ferne stehen; Mose aber trat an die dunkle Wolke heran, in der Gott war.

141 Ex 20,13–21

Prof. P. Johannes G. Gerhartz SJ †

Am 8. April verstarb im Alter von 89 Jahren Prof. P. Dr. Johannes Günter Gerhartz SJ, der von 1964 bis 1970 und 1981 bis 1982 dem Professorenkollegium der Hochschule angehörte und in ihrer Lehre das Fach Kirchenrecht vertreten hat. Seit 1970 war er zugleich als Akademischer Rektor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen tätig. Weitere Informationen zu Pater Gerhartz SJ finden Sie unter http://www.jesuiten.org.

Wechsel in der Leitung des Priesterseminars Sankt Georgen

Der Provinzial der Jesuiten hat entschieden, Pater Herbert Rieger, bisher Hochschulseelsorger an der Universität München, von September 2016 an zum Leiter des Priesterseminars Sankt Georgen zu ernennen. Herbert Rieger löst Stephan Kessler ab, der das Amt des Regens nach elf Jahren weitergibt. P. Dr. Kessler wird zunächst als priesterlicher Mitarbeiter an der Jesuitenkirche St. Peter in Köln tätig sein.

Prof. Splett ist Inhaber der Bischof-Hemmerle-Professur

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Jörg Splett, der an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen und an der Hochschule für Philosophie in München lehrt, ist seit April 2016 Inhaber der Bischof-Hemmerle-Professur.
Am 20. Februar 2016 wurde Professor Splett außerdem der Oswald von Nell-Breuning Preis von der „Stiftung politische und christliche Jugendbildung“ in Berlin überreicht.

Prof. Thomas Meckel zum Diözesanrichter ernannt

Der Apostolische Administrator Weihbischof Manfred Grothe hat Prof. Dr. Thomas Meckel mit Wirkung zum 1. Februar 2016 zum Diözesanrichter im Bistum Limburg ernannt. Der Apostolische Administrator überreichte die Ernennungsurkunde bei einem Besuch in Sankt Georgen. Prof. Meckel ist bereits seit 2014 im Gericht des Bistums Würzburg als Ehebandverteidiger und Diözesanrichter tätig.

Geschenk an den Papst

Der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier (CDU) hat am 5. Dezember Papst Franziskus besucht. Bei dieser Gelegenheit hat er dem Papst ein Geschenk gemacht, das Flüchtlingen, die auf dem Campus der Hochschule Sankt Georgen wohnen, zugute kommt: Sie bekommen in ihrer Unterkunft Sprachkurse und Begegnungsmöglichkeiten angeboten. Angesichts ihrer unterschiedlichen Herkunft ist es notwendig, für den Unterricht abtrennbare Bereiche zu haben, in denen die Kurse gleichzeitig stattfinden können. Die vorhandene räumliche Situation lässt immer nur ein Kurstreffen zu. Der Ministerpräsident hat dem Papst 7.500 Euro geschenkt, mit denen dieser die notwendigen Umbauten zugunsten der Flüchtlinge in Sankt Georgen unterstützen kann. Seit dem Frühsommer vergangenen Jahres leben Frauen aus Somalia, Afghanistan, Iran und Eritrea und eine Familie aus Syrien im Gästehaus von Sankt Georgen. Der Vertreter der katholischen Kirche bei der Landesregierung, Dr. Wolfang Pax, hat die Zuwendung der hessischen Landesregierung an die Flüchtlinge in Sankt Georgen dankenswerterweise vermittelt.

„Schuld ErTragen. Die Kirche und ihre Schuld“

Kann denn Kirche schuldig sein? Darüber herrscht in der Theologie keine Einigkeit. Die unzureichenden Wege des einfachen „Vergebens und Vergessens“ führen dazu, dass Komplexität ignoriert und Schuldgeschichten verschwiegen werden. Diesen Herausforderungen stellen sich neun Forscherinnen und Forscher aus Deutschland, Schweiz, Ungarn und den Vereinigten Staaten in einem von der Deutschen Forschungsgesellschaft geförderten Wissenschaftlichen Netzwerk über einen Zeitraum von drei Jahren. Geleitet vom Dreischritt der mittelalterlichen Bußtradition – contritio, confessio, satisfactio – möchten sie ein ökumenisches Konzept entwickeln, in dem Kirche in ihrer Rolle als Schuldträgerin verstanden und theologisch anerkannt wird, sowie eine theologisch begründete Neugestaltung kirchlichen Lebens nach einem schuldhaften Konflikt in den Blick gerät. Das Netzwerk „Die Kirche und ihre Schuld“ wird von Dr. Julia Enxing, Habilitandin an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, geleitet. Weitere Informationen sind auf der Startseite der Homepage unter dem Button „Forschungsnetzwerk Schuld ErTragen“ zu finden.

Pfr. Dr. Wolfgang Beck zum Juniorprofessor ernannt

Am 1. Dezember 2015 hat der Provinzial P. Dr. Stefan Kiechle SJ in Vertretung des Generaloberen der Gesellschaft Jesu und Großkanzlers unserer Hochschule, Prof. P. Dr. Adolfo Nicolás SJ, Pfarrer Dr. Wolfgang Beck zum Juniorprofessor ernannt. Juniorprofessor Wolfgang Beck hat seit dem 1. Oktober die Lehrstuhlvertretung in den Fächern Pastoraltheologie und Homiletik übernommen.

Exkursion zur Hirschberger Kirchenrechtstagung

Eine Gruppe von 13 Sankt Georgener Studierenden haben mit Prof. Meckel im Rahmen eines Seminars an der Hirschberger Kirchenrechtstagung „Reform an Haupt und Gliedern. Impulse für eine Kirche im Aufbruch“ teilgenommen. Die Reformimpulse von Papst Franziskus standen im Fokus der Tagung. Die Hirschberger Tagung widmet sich stets aktuellen Themen kirchenrechtlicher Relevanz, die im Dialog mit anderen theologischen Disziplinen beleuchtet und diskutiert werden. Unter den Referenten befand sich der Untersekretär des Päpstlichen Rates für die Interpretation der Gesetzestexte Prof. P. Markus Graulich, die Kirchenrechtsprofessoren Pulte (Mainz), Hallermann (Würzburg), Ohly (Trier) und Rhode (Rom) sowie der Würzburger Offizial Rambacher. Aus der Perspektive anderer Disziplinen referierten Prof. Nothelle-Wildfeuer (Sozialethik/Freiburg), Prof. Stuflesser (Liturgiewissenschaft/Würzburg) und Prof. Hemel (Unternehmer/Religionspädagoge Regensburg). Die Studierenden konnten sich in die Diskussionen im Tagungsplenum einbringen und in einer nur ihnen zugänglichen, von Prof. Meckel moderierten Gesprächsrunde die Referenten nochmals direkt befragen.

JUBILARE

23.07.2016: Josef Schuster SJ (70 J.)
28.07.2016: Rainer Berndt SJ (65 J.)
29.08.2016: Jörg Splett (80 J.)
08.09.2016: Franz-Josef Steinmetz SJ (85J.)

Anzeige

Wenn es schön werden muss...

GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung

ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05

Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:

Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069)62 14 14 | Telefax: (069)61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr

Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M.-Oberrad
Telefon: (069)65 36 5 | Telefax: (069)65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr

Zuhören | Beraten | Helfen

Im übrigen meine ich
Dass Gott der Herr
Der mit uns ist
In unseren Köpfen und Herzen
Weitere Gedanken anstiften möge
Die uns noch mehr zusammenwachsen lassen

Uns alle, auf dem Kreis der Erde
Geschöpfe aller Art und Kreaturen aller Arten
Dass Gott der Herr
Der mit uns ist
Um seinetwillen uns neue Ideen schenke
Wie wir unsere alten Vorurteile weiter abbauen

Dass wir erkennen, dass all unsere Urteile bis hierher
Kleine engstirnige und engherzige Possen waren
Mit denen wir uns selbst im Wege standen [...]
Dies ist der lange Weg des Menschen
Der vom Hass bis zur Liebe geht
Von der Furcht zur Ehrfurcht [...]

Da wir Gottes Kinder sind
Auf der Suche nach Frieden und Gerechtigkeit
Versöhnung und Bewahrung der Welt [...]
Möge Gott dem Herrn
Der mit uns ist
Unsere Suche gefallen

Hanns Dieter Hüsch

Illustration: Elke Teuber-S.

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Eine gemeinsame Sprache

Unter dem Titel „Gott oder Göttliches? Menschliche Transzendenzbezüge und ihre systematische Reflexion im Blick auf die religiösen Transformationsprozesse der Gegenwart“ arbeiten im Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität Professor Klaus Kießling, Dr. Hermann-Josef Wagener und Jakob Mertesacker in einem Kooperationsprojekt mit Professor Bernhard Nitsche (Religionsphilosophie) und seinem Team an der Universität Münster zusammen. Das Projekt dient der Entwicklung und empirischen Fundierung eines Modells, das eine Sprache zur Verfügung stellen soll, um die Transzendenzbezüge der Gegenwart treffend zu beschreiben.
Dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt zu den anthropologischen Grundlagen und gegenwärtigen Formen von Religiosität liegt die Vermutung zugrunde, dass die gängigen Bezeichnungen Pantheismus, Theismus und Panentheismus angesichts der heute gegebenen Pluralisierung religiöser Phänomene nicht mehr genug analytische Schärfe besitzen. Der Beitrag aus Sankt Georgen besteht darin, das Modell von Bernhard Nitsche, das verschiedene Gottesvorstellungen bereitstellt, um die verschiedenen Gotteszugänge im Modell der religiösen Formenkreise von Hermann-Josef Wagener zu bereichern und diesen Zusammenhang empirisch zu überprüfen. Die Herausforderung besteht darin, ein Forschungsdesign zu entwickeln, das durch die Kombination von statistisch-quantitativen mit hermeneutisch-qualitativen Erhebungs- und Auswertungsmethoden sowohl eine Vergleichbarkeit der befragten Individuen als auch die für eine bereichernde religionspsychologische Forschung benötigte hermeneutische Tiefe erreicht. Im interdisziplinären Arbeiten zwischen Philosophie, Theologie und Psychologie gilt es, eine gemeinsame Sprache zu entwickeln, um sowohl die theoretische als auch die empirische Forschungshypothese angemessen formulieren zu können. Dazu leistet die Mehrfachqualifikation der Frankfurter Mitarbeiter in Psychologie und Theologie einen substanziellen Beitrag.

Institut Dogmen- und Liturgiegeschichte

Die Reihe Edition Cardo

Im Wintersemester hat das Institut für Dogmen- und Liturgiegeschichte weitere Schriften der Reihe Edition Cardo veröffentlicht: Über die neue byzantinische „Kirche vom Heiligen Kreuz zu Jerusalem“ wurde eine ausführliche Studie verfasst (179 Seiten mit mehreren Farbtafeln); für die Einweihung der Kirche am vergangenen 4. November gab es ein deutsches Textheft, das eigens erstellt wurde. Pater Hermann Josef Sieben SJ konnte den vierten Band der „Bibliotheca Spiritualis“ abschließen (415 Seiten), er ist inzwischen publiziert. - Ferner erschienen Studien über die „Theologie der Entsagung“ und die orthodoxe Eucharistielehre.
Dr. Sven Boenneke treibt sein Habilitationsvorhaben zu Strukturen in der orthodoxen Hymnographie der Fasten- und Osterzeit voran. Neben fortgesetzten Arbeiten am Kommentarteil zu den beiden liturgischen Büchern, welche diese Texte enthalten, werden derzeit hymnographische Kompilationsprozesse in drei unterschiedlichen Phasen des byzantinischen Ritus näher untersucht. Der Abschluss der Arbeit ist in der zweiten Jahreshälfte 2016 beabsichtigt. Daneben verfolgt Dr. Boenneke sein Übersetzungsprojekt des orthodoxen „Großen Stundenbuchs.“ Mit den „Mitternachtsgottesdiensten“ konnte ein erster Teil bereits fertig gestellt und Gegenlesern zugeleitet werden. Das „große Stundenbuch“ wird Ende 2016 / Anfang 2017 mit einem orthodoxen Imprimatur in Druck gehen.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Pflegearbeit in Privathaushalten

Der Pflegebedarf steigt in Deutschland schnell an. Gemeinsam mit dem Institut für Christliche Sozialwissenschaften (Münster) untersucht das Institut in einem von der Deutschen Forschungsgesellschaft geförderten Projekt die Bedingungen der Pflegearbeit von Angehörigen, von Angestellten ambulanter Pflegedienste und von migrantischen „Live-Ins“; das sind zumeist Mittel- und Osteuropäerinnen, die in Privathaushalten arbeiten und leben, so dass sie neben ihrer pflegerischen Tätigkeit häufig rund um die Uhr auf Abruf bereit sind.
Die Situation der überwiegend weiblichen Pflegenden in der häuslichen Pflege ist – bei erheblichen Unterschieden zwischen den drei Gruppen – typischerweise durch gravierende Abhängigkeiten sowie einen Mangel an Selbstbestimmung und sozialer Anerkennung gekennzeichnet. Auf der Grundlage der anerkennungstheoretischen Arbeiten von Axel Honneth werden Kriterien für „gute“ und „faire“ Pflegearbeit in Privathaushalten entwickelt. Ziel ist es, eine empirisch rückgebundene, normativ tragfähige Strategie für eine Reform der häuslichen Pflege zu entwerfen, die das Anerkennungsdefizit für Pflegende überwinden soll. Projektbearbeiter ist der Diplomtheologe Jonas Hagedorn.

Das Forschungsprojekt schließt an frühere Forschungen im Institut an, besonders an die von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Untersuchungen zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen der „Live-In“-Pflegekräfte. Alles Wissenswerte zu diesem Thema hat Prof. Dr. Bernhard Emunds in dem kürzlich erschienenen Buch „Damit es Oma gutgeht. Pflege-Ausbeutung in den eigenen vier Wänden“ (Frankfurt am Main: Westend-Verlag) zusammengetragen.

Hugo von Sankt Viktor-Institut für Quellenkunde des Mittelalters

Drei neue Veröffentlichungen

Seit dem 1. August 2014 arbeiten wir an der kritischen Ausgabe der Frühwerke des Johannes von Toulouse (gestorben 1659). Er hat nicht nur zahlreiche Ämter in der Pariser Abtei Saint-Victor und ihren Prioraten ausgeübt, vielmehr hat er unermüdlich die Geschichte seines Hauses von den Anfängen um 1108 bis in seine Gegenwart in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus den ihm vorliegenden Quellen rekonstruiert. Aus seinem umfangreichen Werk edieren wir den Tractatus de fundatione Sancti Victoris sowie die Congregatio Victorina. In diesem Sommer wird Frau Dr. Anette Löffler, die von Prof. P. Berndt mit diesem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt betraut ist, den ersten Band abschließen, so dass er noch dieses Jahr im Rahmen unseres Corpus Victorinum erscheinen wird.
In diesen Wochen schließen P. Berndt und P. José Luis Narvaja den zweiten Band der fünfbändigen Gesamtausgabe mit den Werken unseres Namensgebers, des aus Sachsen stammenden Hugo von Saint-Victor (gestorben 1141). Dieser zweite Band umfasst die philosophischen Werke und die grundlegenden Schriften zur Bibelauslegung und zur Theologie. Besonders Hugos Chroniken und sein Pentateuch-Kommentar erscheinen hiermit erstmals in ihrer originalen Gestalt, die von den Handschriften überliefert wird. Auch dieser Band wird in unserem Corpus Victorinum herauskommen.
Im September 2014 hatte das Institut im Rahmen seines damaligen DFG-Projektes „Gebildetes Papsttum“ eine interdisziplinäre Tagung über das Thema „Der Papst und das Buch im Spätmittelalter. Bildungsvoraussetzungen, Handschriftenherstellung, Bibliotheksgebrauch“ im Erbacher Hof zu Mainz veranstaltet. P. Berndt hat nun den Ergebnisband redigiert, der noch 2016 in unserer Reihe „Erudiri Sapientia. Studien zur Rezeptionsgeschichte des Mittelalter“ veröffentlicht wird.

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

„Heilsame Dezentralisierung“

Um die missionarische Dynamik der Kirche zu fördern, hat Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben Evangelii Gaudium für einen Weg der „heilsamen Dezentralisierung“ (EG 16) plädiert. Welche strukturellen Konsequenzen aus seinem Plädoyer resultieren, wollte der Studientag des IWM am 5. November 2015 in Sankt Georgen mit Prof. Dr. Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising, und Prof. Dr. Gerard Mannion von der Georgetown University in Washington erschließen.
Professor Mannion erinnerte in seinem Vortrag an die Funktion des Lehramtes im Dienste der missionarischen Kirche. Wenn die Aufgabe des Lehramtes darin bestünde, die Offenbarung des liebenden Gottes im jeweiligen Kontext immer wieder neu zu erklären, könne das Lehramt nur dezentral und dialogisch, das heißt unter partizipatorischem Einbezug des Volkes Gottes, ausgeübt werden. Wie er anhand einer diachronen Analyse kritisierte, wurden das Verständnis und die Praxis des Magisteriums allerdings lange Zeit nicht über die Funktion, sondern über die Funktionsträger definiert.
Kardinal Marx eröffnete seinen Vortrag mit Eindrücken von der Familiensynode. Papst Franziskus habe mit der Synode aufgezeigt, dass die Kirche bei weltkirchlich kontroversen Themen zunächst genau hinschauen solle, bevor sie nach Lösungen suche. Man müsse die Lebensverhältnisse der Menschen, die je nach Kontext stark variierten, kennen und ernst nehmen, um eine Begegnung mit der Person Jesu Christi zu ermöglichen. Mit Blick auf die soziale Gestalt der Kirche betonte der Kardinal ihren veränderlichen Charakter. „Subsidiarität, Personalität, Solidarität: Diese Begriffe müssen wir auf die Kirche übertragen und sie lebendig machen. Damit wird deutlich: Eine Kirche, die ihre missionarische Wirkkraft nicht verspielen will, ist eben nicht wie eine Pyramide aufgebaut. Die Universalkirche kann nur im Miteinander der Ortskirchen existieren.“ Ein solches Netzwerk von Orts- und Universalkirche verwirkliche sich auf einem „synodalen Weg der Kirche“, der alle Ebenen in den Blick nimmt: Papst, Bischöfe, Gläubige.
Auf dem Studientag wurde deutlich, dass der dezentrale Umbau kirchlicher Strukturen nicht kurzfristig zu erreichen ist. Vielmehr handelt es sich um ein langfristiges Projekt im Blick auf die Zukunftsgestalt der Kirche, bei dem die Partizipation der Laien zur missionarischen Erneuerung der (Orts-)Kirche immer mehr zur Geltung kommen muss.

Das Beten fällt da manchmal schwer

Jerusalem – die Stadt, in der drei Religionen aufeinander treffen

ISABELLA HENKENJOHANN
Studentin der Katholischen Theologie

Ein Freitagabend in Jerusalem: Die Abendmesse ist gerade zu Ende, als gegenüber ein Muezzin zum Gebet ruft. Ein paar Straßen weiter laufen orthodoxe Juden zur Klagemauer, um dort den Shabbat zu begrüßen. Miteinander, nebeneinander oder gegeneinander – es scheint im Auge des Betrachters zu liegen. Je öfter man dieses Treiben beobachtet, desto weniger kennt man die Antwort.

„Zehn Maß Schönheit kamen auf die Erde herab. Jerusalem bekam davon neun Maß. Die übrige Welt eins. Zehn Maß Leiden kamen auf die Erde herab. Jerusalem bekam davon neun Maß."
Babylonischer Talmud, Kidduschim

Vermutlich keine Stadt der Welt ist in ihrer Geschichte so oft zerstört und wiederaufgebaut worden wie Jerusalem, das Haus des Friedens. Der Streit um das Land – er war und ist oft ein Streit der Religionen um die Frage, wer das größere Anrecht auf diese Stadt hat. Einer der markantesten und beeindruckendsten Orte von Jerusalem ist der Tempelberg, der Haram Al-Sharif – bis heute ein Pulverfass. Dort, wo einst der erste und zweite Tempel standen, stehen heute die al-Aqsa-Moschee und der Felsendom mit seiner goldenen Kuppel, der Ort der Himmelfahrt Mohammeds. Am Fuß der drittwichtigsten Pilgerstätte für Muslime, der Westmauer in Jerusalem, beten die Juden – auch für den Wiederaufbau des Tempels. Eine radikale jüdische Minderheit schürt mit konkreten Plänen Angst und Zorn bei Muslimen. Der israelische Premierminister Netanjahu hat hingegen wiederholt erklärt, dass er den Status Quo auf dem Tempelberg nicht antasten will.

Die Enge macht das religiöse Leben in dieser Stadt nicht einfacher. Heute stehen in ihr mehr als 1000 Synagogen, mehr als 150 Kirchen und rund 70 Moscheen: die wichtigsten innerhalb der Altstadtmauern, auf nicht mehr als einem Quadratkilometer Fläche. Sie bringen die drei Weltreligionen in Jerusalem zusammen und machen sie im wahrsten Sinne des Wortes zu Nachbarn. An Orten wie dem Abendmahlssaal reibt man sich verwundert die Augen: So erinnert eine Gebetsnische, dem Propheten David gewidmet, noch heute daran, dass der Saal im 16. Jahrhundert als Moschee gedient hat. Unter dem Raum, in dem Jesus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl gefeiert haben soll, verehren die Juden das Grab des Königs David.

Manchmal stimmen alle drei Religionen gleichzeitig zum Gebet an, das mitunter gegensätzlicher nicht sein kann. Dann, wenn plötzlich der Karfreitag auf Purim und nicht in die Nähe des Pessach-Festes fällt. Durch das diesjährige Schaltjahr im jüdischen Kalender verschieben sich die Feste um einen ganzen Monat. Und so fasteten die Katholiken am Karfreitag, begingen den Tod Jesu und seine Grablegung, während die Juden in Kostümen ein rauschendes Fest zur Erinnerung an die Rettung des jüdischen Volkes durch die Königin Esther feierten.

„It is amazing how G-d does everything at the same time. He makes some people smile and some people cry at the same time. Some serve Him by fasting and some serve Him by celebrating at the same time."
Binyamin Singer, orthodoxer Jude aus Jerusalem

Diese Gegensätze machen an den Religionsgrenzen nicht Halt. Während die Katholiken auf der einen Seite des Grabes die Ostermesse feiern, singen die Kopten auf der anderen Seite ihre Fastenzeit-Liturgie. Dann beschleicht einen das ungute Gefühl: Der Lautere gewinnt.

Dabei ist der Status Quo Fluch und Segen zugleich. Ein Dekret des türkischen Sultans aus dem Jahr 1852 regelt das Zusammenleben der sechs christlichen Kommunitäten in der Grabeskirche, behindert aber auch Veränderungen. Denn will eine Gemeinschaft

„Heimat für Juden, Hoffnung für Christen, Heiligtum für Muslime." Illustration Elke Teuber-S.

etwas verändern, müssen alle zustimmen – oft ein langwieriger Prozess. Jahrelang wurde die Renovierung des Grabes diskutiert, nun soll es bald endlich so weit sein. Manches ist dagegen einfach nur skurril: Wie die Leiter, die bis heute an einem Fenster über dem Hauptportal lehnt, niemandem zu gehören scheint und damit als unverrückbar gilt. Bei allem Neben- und Gegeneinander – manchmal spiele man miteinander Fußball, hört man zumindest den einen oder anderen Franziskaner sagen. Diese „-Einander“ merkt man der Kirche an, die keine (einzige) Kirche ist. Dort einen Ort der Stille zu finden, ist nicht leicht, auch wegen der vielen Touristengruppen, die in steter Zeitnot durch die Grabeskirche geschleust werden. Gleichzeitig ist das Sprachen-Wirrwarr der beste Spiegel für die Weltkirche. Für die Pilger aus aller Welt, mit ihren Kulturen und Ausdrucksformen, ist dieser Moment einer der wichtigsten auf ihrer Reise.

It is in the churches here, especially in the Holy Sepulchre. It is amazing. People from all over the world, of different nationalities, genders, ages, no matter poor or rich, beautiful or not, use hundreds of languages to praise, to pray in the name of One Existence - Jesus. It's like all of the hatred in the world is magically washed away. Then I was beginning to wonder - who is Him? What is this kind of power in the faith in Him which unites a lot of people who are so different from each other in every way?
Luoyun Li, Studentin aus China

Es gibt besondere Orte in Jerusalem, die plötzlich zur Antwort für suchende Menschen werden. Wie für meine Mitbewohnerin Luoyun Li aus China. Die Kirchtürme und Kirchräume haben etwas in ihr angestoßen: Wer dieser Jesus ist, wollte sie wissen. Sie will sich taufen lassen – ihr Vater wird niemals etwas davon erfahren.

So sehr die Kirchtürme das Stadtbild prägen – wenn die Touristen gehen, bleibt eine kleine christliche Minderheit. Nur zwei Prozent der israelischen Bevölkerung sind Christen, 75 Prozent Juden, 17 Prozent Muslime, weitere sechs Prozent verteilen sich auf kleinere Minderheiten. Wie es den Christen im Heiligen Land ergeht, darauf gibt es keine einfache Antwort.

Die hebräischsprachige christliche Gemeinde ist klein, aber engagiert. Verborgen hinter einer ganz normalen Häuserfassade in der Neustadt feiern sie täglich Messe und haben sogar einen eigenen kleinen Kindergarten, um die religiöse Erziehung der Kinder zu sichern. Man kennt sich, man hilft einander. Der Schutzraum wird zum Rückzugsort – nicht nur für diese Gemeinde, sondern auch für die zweite Minderheit in der Minderheit, die palästinensischen Christen. Viele ziehen sich in ihre Gemeinschaften zurück, leben im gleichen Viertel, schicken ihre Kinder auf die gleichen Schulen. Der Rückzug schafft Verfremdung: So manches muslimische Kind hat noch nie einen Christen gesehen.

Gerade für die palästinensischen Christen hat der Glaube eine besondere Bedeutung. Eine, die sich ohne den israelisch-palästinensischen Konflikt nicht denken lässt. Palmsonntage werden zu friedlichen Protestmärschen, an denen auch Nicht-Christen teilnehmen. Neben Palm- und Olivenbaumzweigen tragen die Menschen kleine und große palästinensische Flaggen: Ein stummer Schrei. Dann fordert der Patriarch die etwa15.000 Menschen auf, Zeichen des Friedens zu sein: „Heute ist Freitag – aber am Sonntag ist Auferstehung“ und meint damit nicht nur die Heilige Woche. Für die wenigen Christen im Gaza-Streifen gab es bereits einen kleinen Sieg an Ostern: Dieses Jahr durften sie fast alle in Jerusalem mitfeiern, wo sie den Gaza-Streifen doch sonst nicht verlassen dürfen.

Auch wenn die christliche Minderheit von vielen Seiten geschätzt wird, es gibt immer wieder Übergriffe: Hetze, Schmierereien, sogar Brandanschläge wie in Tabgha im vergangenen Sommer. An der Dormitio, der deutschen Benediktiner-Abtei in Jerusalem, trotzt man den Schmierereien von jungen, radikalen Juden auch wegen anderer kleiner Wunder: Nach den letzten Parolen auf den Mauern und Türen der Abtei, kamen Vertreter aus allen Lagern, um sich von der wohl politisch motivierten Tat zu distanzieren. Das einte sogar die ultra-orthodoxe Gemeinschaft für einen Moment mit den liberalen Vertreterinnen von *Women of the Wall*. In solchen Momenten kommt der Glaube an den Ort zurück.

Anzeige

Das innovative Bildungs- und Kulturmagazin

EULENFISCH steht für ein Konzept theologischer Erkenntnis: Glaube und Vernunft beziehungsweise Fides et Ratio. Eule und Fisch sind hierfür eine Allegorie. Der Fisch des Glaubens verbindet sich mit der Eule als Sinnbild der Athene und Vogel der Weisheit zu einem neuen „Wesen“, dem Eulenfisch.
Als Bildungs- und Kulturmagazin richtet sich das Magazin in erster Linie an Lehrerinnen und Lehrer, zugleich aber auch an eine breitere Öffentlichkeit, insbesondere an Bildungsträger. Die Ausgaben sind thematisch orientiert. Fundierte Beiträge, die Perspektiven und neuere Kenntnisse zu gesellschaftlich relevanten Themen wie Barmherzigkeit, Helden, Zeit, Engel oder Bildtheologie anbieten, werden flankiert von Beiträgen zur Kunst und Kultur sowie einem umfangreichen Praxisteil mit Impulsen für einen profilierten schulischen Religionsunterricht.

EULENFISCH
Limburger Magazin für Relgion und Bildung

Jahresabonement (zweimal jährlich)
12,00 Euro (inkl. Versand)

Einzelheft
7,00 Euro (zzgl. Versand)

Jetzt Bestellen:
Verlag Butzon & Bercker GmbH
Eulenfisch
Hoogeweg 100, 47623 Kevelaer
Tel: 02832/929-192, Fax: 02832/929-211
Email: eulenfisch@bube.de

Laue Sommerabende auf dem Fußballplatz

Martin Blach, Geschäftsführer von Kloster Eberbach, über Sankt Georgen, seinen Glücksweg und „Deutschland sucht den Superstar“

A

Alumni berichten

Was macht ein Theologe in der Verwaltung?
Das ist eine gute Frage. Wie viele andere auch: zunächst ist man Mädchen für alles! Als Theologe hat man in der Verwaltung, besser gesagt im Management, eine unterschiedlichere Herangehensweise als Juristen, Betriebswirte und Kaufleute. Man stellt den Mensch ins Zentrum des Betriebs, mit all seinen menschlichen Stärken und Schwächen. Ich versuche nach dem christlichen Menschenbild zu führen – im Team. Das gelingt mir nicht immer, aber es ist mein Anspruch und das Ideal.

Ihr Alltag im Kloster Eberbach – wie sieht der aus?
Der ist ganz bunt und sehr abwechslungsreich. Wir verantworten etwa 3500 Veranstaltungen pro Jahr. Das heißt dafür muss alles stimmen: Facility-Management, Marketing, Fundraising, Gastronomie, Hotellerie, Vertrieb – Kunden heranholen. Außerdem sitze ich im Aufsichtsrat des größten deutschen Weinguts, das auch unseren Namen trägt, Kloster Eberbach. Also langweilig wird einem nie. Wir sind obendrein Bauherr einer Generalsanierung, die einmalig das Land Hessen trägt. Betrieb und Unterhalt finanzieren wir selbstständig, das müssen wir erwirtschaften.

Was ist gerade konkret zu tun?
Wir sanieren momentan das „Neue Krankenhaus“, einen Bau aus dem Barock. An diesem Beispiel zeigt sich die ganze Herausforderung des Bausegments. Wir haben ein sehr modernes Verfahren angewandt, nämlich einmal das Gebäude durchgeschnitten und haben eine Plastikfolie eingezogen, sodass eine Barriere zwischen der aufsteigenden Feuchtigkeit aus dem Grund und dem Mauerwerk entsteht. Das nennt sich in der Baubranche: Horizontalschnitt im Seilsägeverfahren.

Sie arbeiten an einem sehr schönen Ort.
Es ist ein ganz, ganz großes Glücksgefühl, für etwas arbeiten zu dürfen, was einen bleibenden Wert hat. Der Ort hat knapp 900 Jahre Geschichte hinter sich und hoffentlich noch 900 Jahre weitere vor sich. Diese kurze Lebenszeit von 30 bis 40 Jahren, die wir hier arbeiten, ist so verschwindend gering, wir sind nur kleine Rädchen in dieser Geschichte. Da wird man sehr demütig und weiß sich selbst einzuordnen. Kardinal Roncalli sagte morgens immer zu sich: „Giovanni, nimm Dich nicht so wichtig.“

Sie hatten in Ihren Mauern vor kurzem eine umstrittene Großveranstaltung.
Ja, wir waren Drehort für „Deutschland sucht den Superstar“, nach der Einstellung von „Wetten Dass“ eine der erfolgreichsten deutschen Unterhaltungssendungen. Dafür bekamen wir natürlich neben sehr viel Begeisterung auch vereinzelt Kritik, die wir sehr ernst genommen haben. Sie können sich vorstellen, dass ich als Theologe da auch meine inneren Kämpfe geführt habe. Wenn sie allerdings betriebswirtschaftliche Verantwortung tragen und die Einschaltquoten der Sendung kennen, zwischen vier und sechs Millionen Zuschauern in dem für uns sehr interessanten Marktanteil der Vierzehn- bis Neunundvierzigjährigen, dann wäre es verantwortungslos gewesen, wenn wir die Veranstaltung nicht hier beheimatet hätten, denn wir bekommen keine Steuergelder für Betrieb und Unterhalt der Anlage. Wir haben das am Ende ganz nüchtern gesehen: Es ist ein Gesangswettbewerb von dann noch neun Kandidaten, ein Casting mit mehreren tausend Teilnehmern wäre für uns nie in Frage gekommen. Aber diese neun jungen Leute haben vom lieben Gott eine tolle Stimme geschenkt bekommen, sonst wären sie nicht so weit gekommen. Diesen neun öffneten wir die ehemalige Basilika, die seit mehr als 200 Jahren säkularisiert ist.

Hat sich mittlerweile die ganze Aufregung gelegt? Hat Ihnen das wirklich nur Pluspunkte eingebracht?
Schon durch die deutschlandweite Berichterstattung im Vorfeld haben wir eine große Werbung für unser Kloster und unsere kleine gemeinnützige Stiftung erfahren. Ein Millionenpublikum – das steigert den Werbeeffekt für das Kloster

Zur Person
Martin Blach wurde 1975 in Frankfurt am Main geboren, ist dort zur Schule gegangen, war Obermessdiener und machte an einem humanistischen Gymnasium sein Abitur. Er entschied sich bewusst für den Wehrdienst, diente als Sanitäter bei der Luftwaffe. Von 1996 bis 2001 studierte er Theologie in Sankt Georgen. Seine Begründung: „Weil es ein Generaliter-Studium ist.“ Nebenbei absolvierte er das Studienprogramm „Medien und öffentliche Kommunikation“ und lernte bei der Industrie- und Handelskammer Betriebswirtschaftslehre und Kaufmännisches, in den Semesterferien machte er viele Praktika. Sein Freijahr verbrachte er in Boston. Nach dem Studium war seine erste Stelle in der hessischen Staatskanzlei, es folgten weitere verschiedene Projektverträge. Schließlich wechselte er ins Büro des hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch und wurde kurz darauf für vier Jahre dessen persönlicher Referent. Die nächste Station war Kloster Eberbach – als Geschäftsführer.

Foto Heibel

nochmals. Wer die Sendung und damit unser Kloster und die Basilika gesehen hat, erkennt sofort, was für ein besonderer Ort Kloster Eberbach ist. Sein Charakter, seine Faszination sind durch die Aufnahmen – mit Licht- und Lasereffekten – perfekt herübergekommen. Ich bin sehr zuversichtlich, dass durch die Vorberichterstattung und die Sendung viele Menschen Lust bekommen haben, das Kloster im Rheingau selbst zu besichtigen – egal ob jung oder alt, ob aus der Rhein-Main-Region, aus Hamburg oder aus München.

Aber kommen wir zu Ihrem ungewöhnlichen Leben. Beispielsweise waren Sie schon mit Mitte zwanzig persönlicher Referent vom damaligen hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch.

Ich habe statt Urlaub immer viele Praktika gemacht, war unter anderem auch einmal Praktikant bei Nestlé, der Deutschen Welle, im Konrad-Adenauer-Haus in Bonn und in der Staatskanzlei in Wiesbaden. Zwei Wochen vor dem Diplom erreichte mich ein Telefonat aus der Staatskanzlei, ob ich dort ein Projekt betreuen würde. Wenn man so ein Angebot bekommt, lässt man den Urlaub erst mal sausen, den ich als Belohnung plante. Ich bin dort von Projektvertrag zu Projektvertrag gestolpert, bis irgendwann das Büro des Ministerpräsidenten anrief, ob ich mir vorstellen könnte, für ihn zu arbeiten. Es wurden vier faszinierende, sehr lehrreiche und anstrengende Jahre als persönlicher Referent daraus.

Inwiefern spielte bei all Ihren Praktika und den anderen beruflichen Stationen explizit Ihr Theologiestudium eine Rolle?

Ich glaube, keine absolut entscheidende, aber bestimmt geholfen hat die Tatsache, dass ich Jesuitenschüler bin. Das ist auch ein Stück Erfahrung aus dem Berufsleben, es kommt nicht immer darauf an, was man studiert hat. Für meine Expertise hat mir natürlich die IHK-Zeit (studienbegleitende Ausbildung) fürs Kaufmännische geholfen und fürs Mediale das Programm von Pater Bieger, sodass ich breit aufgestellt bin. Managementaufgaben bedeuten immer, dass man in vielen Bereichen gut sein muss. Menschenführung kann man jedoch nicht lernen. Da ist der große Link zur Theologie und zum Priestertum – Seelsorge kann man auch nicht lernen. Entweder ich bin ein überzeugender Priester, ein überzeugender Seelsorger – oder nicht. Das lassen einen Mitarbeiter oder Gläubige sehr schnell spüren.

Und dann sind Sie als Geschäftsführer im Kloster Eberbach gelandet.

Nein, noch nicht, nach knapp vier Jahren bei Koch ging es weiter. Sieben Tage die Woche in so einem Regierungsbetrieb, da sind sie voll mit Adrenalin. Da habe ich gesagt, ich will nochmal etwas anderes machen, bin nach Berlin in die hessische Landesvertretung, habe dort auch Marketing und Kommunikation gemacht; war Referatsleiter für Veranstaltungen und dortiger Pressesprecher, das Adrenalin blieb also hoch.

Wie kommt man eigentlich als Theologe auf die Idee, in die Wirtschaft zu gehen?

Das ist eine Typfrage, vielleicht auch eine Frage von Talenten. Mit dieser Bildung, die ich in Sankt Georgen genießen durfte, würde ich diesen Weg jederzeit wieder gehen. Die umfassende Ausbildung, wie zum Beispiel die Homiletik – wie rede ich vor 200 Menschen – das war alles Gold wert. Natürlich auch die Kämpfe und Krämpfe zum Vordiplom: Sich durch die Philosophie durchgekämpft zu haben. Sicherlich habe auch ich, wie viele andere Studierende auch, Disziplin und Selbstbeherrschung gelernt. Auch ein Priester, eine Pastoralreferentin und eine Gemeindereferentin sind ja Manager – eben stärker spirituell aufgehängt. Der Weg in die Wirtschaft war für mich ein Glücksweg.

Was waren denn „Ihre" Fächer in Sankt Georgen?

Natürlich die Gesellschaftsethik bei Pater Hengsbach verbunden mit heißen Diskussionen. Spannend fand ich auch Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Und wer beschäftigt sich denn heute mit Unternehmensethik? Die Ethik war für mich immer wunderbar, ich habe bei Pater Schuster meine Diplomarbeit über Medienethik geschrieben.

Was ist Ihnen aus Ihrer Zeit in Sankt Georgen ganz besonders im Gedächtnis geblieben?

Ganz viel. Neben dem harten Studium, das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden (auch zahlenmäßig). Dann dieser traumhafte Park, damals noch von Pater Koltermann gepflegt. Laue Sommerabende oben auf dem Fußballplatz, auf Frankfurt schauen, Pizza bestellen, zu viel Wein und Bier trinken mit Kommilitonen, Erstsemesterpartys, darin waren wir sehr gut. Und der AStA mit der Arbeit im Konvent. Hochschulpolitik eben. Andererseits drohte die Schließung Sankt Georgens, weil die Jesuiten überlegten, sich auf Innsbruck zu konzentrieren (die Option für Innsbruck nannte sich das damals). Es gab einen Aufschrei unter den Studierenden und wir mobilisierten. Deswegen bin ich hochglücklich, dass jetzt aus- und umgebaut wurde.

Haben sie noch etwas aus Sankt Georgen mitgenommen?

Wenn ich auf mein bisheriges Berufsleben zurückschaue, habe ich alles Sankt Georgen zu verdanken. Den Grundstein, das Fundament, hat neben meiner Familie Sankt Georgen gelegt. „Glühen ist mehr als Wissen" – dieser Spruch des Heiligen Bernhard hat mich immer begleitet. Den habe ich auch in Sankt Georgen gelernt. Es gibt immer Leute, die inhaltlich besser als andere sind aber menschlich Defizite haben. Dann gibt es aber auch Leute, die inhaltlich vielleicht nicht so gut sind, aber einen tollen Charakter haben, Teamplayer sind. In Vorstellungsgesprächen schaue ich außer auf die Noten meistens mehr auf den Charakter. In Sankt Georgen lernt man gutes, positives Menschenbild. Aber es ist auch kein heiliger Ort, nur versuchen wir in Sankt Georgen, die Welt ein Stück besser zu machen.

Und Ihre Botschaft an die jetzigen Studierenden?

Praktika machen. Nicht nur wegfahren und Urlaub machen in den Semesterferien und sich auf die „faule Haut" legen oder nur lernen. Über den Tellerrand hinausschauen. Bewerbt Euch, guckt, was es auch mal außerhalb der Kirche gibt, und habt den Mut, sich nicht nur auf die Kirche zu verlassen. Jeder Theologe, der aus Sankt Georgen kommt, kann auch ein guter Journalist, ein guter Sozialarbeiter sein im staatlichen Dienst, er kann aber auch ein guter Personal- oder Unternehmensberater sein. Sankt Georgen gibt einem tolles Handwerkszeug mit auf den Lebensweg. Am Ende kommt es darauf an, ob ich ein Studium konzentriert und diszipliniert zu Ende gebracht habe. Für mich waren immer die Priester besonders überzeugend, die vorher eine Ausbildung gemacht haben, die erst einmal etwas anderes kennen gelernt haben.

Die Fragen stellten Vanessa Lindl und Carolin Brusky.

Der eigenen Sehnsucht Raum geben

Ein Blick in das Noviziat der Jesuiten

THOMAS HOLLWECK SJ
Novizenmeister

Der Anfang

Irgendwann Mitte September, immer an einem Sonntag, beginnt das Noviziat. Die Neuen kommen aus allen Himmelsrichtungen und lernen sich zum Teil erst jetzt untereinander kennen. Bei einem Besuch im Vorfeld konnten sie bereits die Novizen treffen, für die jetzt schon das zweite Jahr in Nürnberg begonnen hat. In den knapp 24 Monaten, die mit dem Eintrittstag anfangen, wird es darum gehen, einiges klarer zu bekommen: Wer bin ich und was ist dieser Orden? Was will ich wirklich und was wollen die Jesuiten eigentlich? Passt das zusammen? Passen wir zusammen?

Das mit dem Anfang des Noviziates könnte man auch nochmal anders betrachten. Ein Fußballspiel beginnt nicht erst mit dem Anpfiff, sondern in gewisser Weise viel früher mit der Begeisterung, die ein Mensch für den Ball und dieses Spiel entdeckt, für Körpereinsatz und raffinierte Spielzüge, für das leidenschaftliche Kämpfen und das Miteinander im Team. Was das Ordensleben betrifft und das Noviziat als seine erste Etappe, braucht es zunächst überhaupt mal so etwas wie eine „Denkmöglichkeit". Das heißt ein Mensch muss sich – man stelle sich das vor: in unserer Zeit! – erst selber einmal die Denkmöglichkeit einräumen, ein Leben im Orden, als Jesuit, für sich in Betracht zu ziehen.

Die Zutaten dieser Denkmöglichkeit: Mir bedeutet der Glaube an Gott, an Jesus Christus etwas. Das Evangelium hat mich angesprochen und ich finde, es lohnt sich, etwas weiterzutragen, was in ihm steckt. Ich sehe diese Welt, wo Gutes ist und vieles schief läuft, ich sehe in ihr Menschen, die in unterschiedlichsten persönlichen und sozialen Situationen stehen, und will mich in dieser Welt und für Menschen in irgendeiner Form einbringen. Ich kann mir gut vorstellen, das in einem gemeinsamen Projekt, in Gemeinschaft mit anderen zu tun, denen Gott, Jesus Christus, ein geistliches Leben ebenso etwas bedeuten. – Erst braucht es diese Denkmöglichkeit, die zur Herzensmöglichkeit oder „Möglichkeit von Sinn" wird, bevor jemand dies in Formulierungen wie „Priester oder Bruder in einem Orden werden" oder „bei den Jesuiten eintreten" übersetzt. Denn manche Begriffe klingen so klassisch, wirken vorgeprägt, strahlen etwas Schematisches aus - und können daher doch nur wenig ausstrahlen und leicht verscheuchen, was sich im Innersten eines Menschen sonst zu Wort melden möchte. Nicht jeder, der solche Zutaten in sich entdeckt, wird Jesuit werden oder Ordensmann oder Ordensfrau in einer anderen Gemeinschaft. Klar. Aber vielleicht sind es doch einige, für die aufgrund ihrer persönlichen, biographischen und geistlichen Grundausstattung und der Mischung aus Gaben, Grenzen und Zuneigungen ein Leben als Jesuit denkmöglich ist und für das Herz verlockend wirkt. Man kann den Jesuitenorden auch als Option für sich entdecken, wenn man nicht Priester werden will. Zu allen Zeiten haben Brüder mit verschiedensten Qualifikationen den Orden bereichert, indem sie im Innenbereich mithalfen oder das Apostolat des Ordens „nach außen" unterstützten und gestalteten. Warum nicht in dieser Weise „der eigenen Sehnsucht Raum geben"?

Foto Elke Teuber S.

Mittendrin

Derzeit sind acht Novizen in Nürnberg. Das Einzugsgebiet sind im Prinzip die Länder Deutschland mit Schweden, Österreich und die Schweiz, dazu Litauen mit Lettland. Am Ende des Sommers kommt Ungarn dazu, das dann kein eigenes Noviziat mehr führen wird. Acht Novizen für dieses Gebiet, das ist ja wenig, wird mancher sagen. Das bedeutet Zukunft und ist Luxussituation wird ein anderer sagen. Vermutlich haben beide Recht. Ein wenig Zukunft eben. Die Herkunft und Muttersprache, das Alter und biographische Prägungen der Novizen sind durchaus breit gestreut. Ebenso sind die geistlichen Zugänge unterschiedlich, was nicht nur an den kulturell diversen Herkunftsländern liegen mag. Dass sich unterschiedliche Menschen aufeinander einlassen, ist bereits Teil

des gemeinsamen Projektes, das sich Jesuitenorden nennt, und die Bereitschaft dazu erscheint gar nicht so unbedeutend in einem Europa, in dem sich gerade nicht wenige schwer tun, sich auf Andere, Neue, Fremde einzulassen. Die angedeutete Denkmöglichkeit und Herzensbereitschaft vorausgesetzt, wird im Noviziat sozusagen versucht, organisch noch mehr an gemeinsamer Basis drunter zu schieben mit den „typisch ignatianischen“ Elementen. Das geschieht in drei sich mehrfach abwechselnden „Zeiten“.

Das ignatianische Kernstück sind die Exerzitien. Im Herbst des ersten Jahres machen die Novizen siebentägige und im Mai darauf die Dreißigtägigen Exerzitien. Im zweiten Jahr kommen im November zehntägige kontemplative Exerzitien und im Sommer drauf, kurz vor den Gelübden, noch mal typisch ignatianische Exerzitien für acht Tage. In Exerzitien wird es von außen gesehen sehr still, wodurch das im Inneren lauter werden kann, was in einem Menschen zur Sprache kommen möchte oder vielleicht sogar „endlich mal zur Sprache kommen muss“, Altes und Neues, Schönes und Schmerzliches, Lebensgeschichtliche und Zukunftsträume. Die Gebetsübungen wollen im Menschen die Zuneigung zum „Geheimnis Gott“ stärken und die Christusbeziehung vertiefen. Viele würden bestätigen: Nur hieraus kann eine in Frieden getroffene, tragfähige Entscheidung kommen.

Dann gibt es die Zeiten, die seit den Tagen des Heiligen Ignatius „Experimente“ genannt werden. Das Wort Praktikum wäre vermutlich etwas zu dünn für das, was gemeint ist. Im Januar und Februar führt das erste Experiment in eine andere Stadt, wo die Novizen in der Pflege in einem Krankenhaus oder Altenheim mithelfen. Vom Ordensgründer war auch schon das sogenannte Pilgerexperiment sehr geschätzt – sich für mehrere Wochen ohne Geld und ohne vorgeplante Unterkunft mit bescheidenem Gepäck zu Fuß auf den Weg machen, im Vertrauen auf Gott und darauf, Menschen zu begegnen, die einem ein Stück weiter helfen mit etwas zu essen oder einem Platz für die Nacht. Je nach Persönlichkeit und Situation des Novizen kann ferner ein Armuts-, Pastoral-, Sozial- oder Studienexperiment hinzukommen. Immer geht es darum, Erfahrungen zu sammeln mit sich selbst, in der Begegnung mit anderen Menschen und im Gottesbezug. Immer geht es darum, den *modus procedendi,* die Vorgehensweise, wie sie bei Jesuiten üblich ist, kennenzulernen. Immer geht es darum, etwas mehr sehen und spüren und ahnen zu können, was bei der Entscheidung für die Reise des eigenen Lebens hilft.

Und dann sind da die Zeiten im Noviziatshaus in Nürnberg. Viele Aspekte und Themen werden im Programm berührt, um sie zu bedenken, sie tiefer in sich wirken zu lassen. Das reicht von Ordensgeschichte bis zu Persönlichkeitsentwicklung, von „Glaube und Gerechtigkeit“ bis hin zu den „Knackpunkten“ Armut, Keuschheit und Gehorsam. Alles darf und soll von Novizen gefragt und beleuchtet, hinterfragt und – soweit ein Ja dazu möglich ist – verinnerlicht werden. Gemeinschaftsleben und geistliche Praxis gehören wesentlich zum Alltag. Im Unterschied zu monastischen Gemeinschaften ist der Tagesablauf weniger stark strukturiert. Bereits frühstücken kann jeder flexibel. Typisch Jesuiten. Auch das Beten und die tägliche Schriftbetrachtung muss jeder persönlich „hinbekommen“. Immerhin: ein Mittagsgebet, ein Tagesrückblick und die Eucharistiefeier finden im Noviziatshaus gemeinsam zu festen Zeiten statt. Das ist schon viel für eine Jesuitenkommunität. Am Dienstag steht abends persönlicher Austausch auf dem Programm, auch praktische Dinge werden besprochen. Am Mittwochabend gibt es geistliche Gespräche in Kleingruppen. Für das Thema und die Methode ist reihum einer verantwortlich. Am Samstagabend ist eucharistische Anbetung. Dazu kommen noch andere Elemente – je nachdem, was die Situation erfordert und hilfreich ist. Wenn ein Mensch seine Persönlichkeit entfalten kann, ist das etwas sehr Schönes. Dass dies geschehen kann, wäre Messlatte für ein gutes Noviziat.

Am Ende

Das Noviziat endet knapp zwei Jahre nach dem Eintrittstag mit der Feier der einfachen Gelübde. Oder es endet irgendwann davor, wenn jemandem – selber oder eventuell durch entsprechende Rückmeldungen des Novizenmeisters – klar geworden ist, dass sein Weg anderswo, jedoch nicht im Orden weiter geht. Wenn einer in früheren Zeiten das Noviziat vorzeitig verließ, also ohne sich auf die Gelübde zu verpflichten, wurde das möglicherweise von einzelnen interpretiert im Sinn von „er hatte keine Berufung“ oder „er hat es nicht geschafft“, wobei dieses „es“, das er nicht geschafft habe, für viele wohl mit dem Gelübde der ehelosen Keuschheit in Verbindung gebracht wurde. Leicht werden solche Schritte auch heute noch als Abbrüche oder als Scheitern interpretiert. Als Novizenmeister sehe ich das anders. Mein Ziel ist nicht, dass am Ende alle Novizen Jesuiten werden, sondern dass jeder immer mehr den Weg findet, der seiner ist. Wenn das durch die Zeit im Noviziat möglich wird und jemand für sich eine klarere Entscheidung für

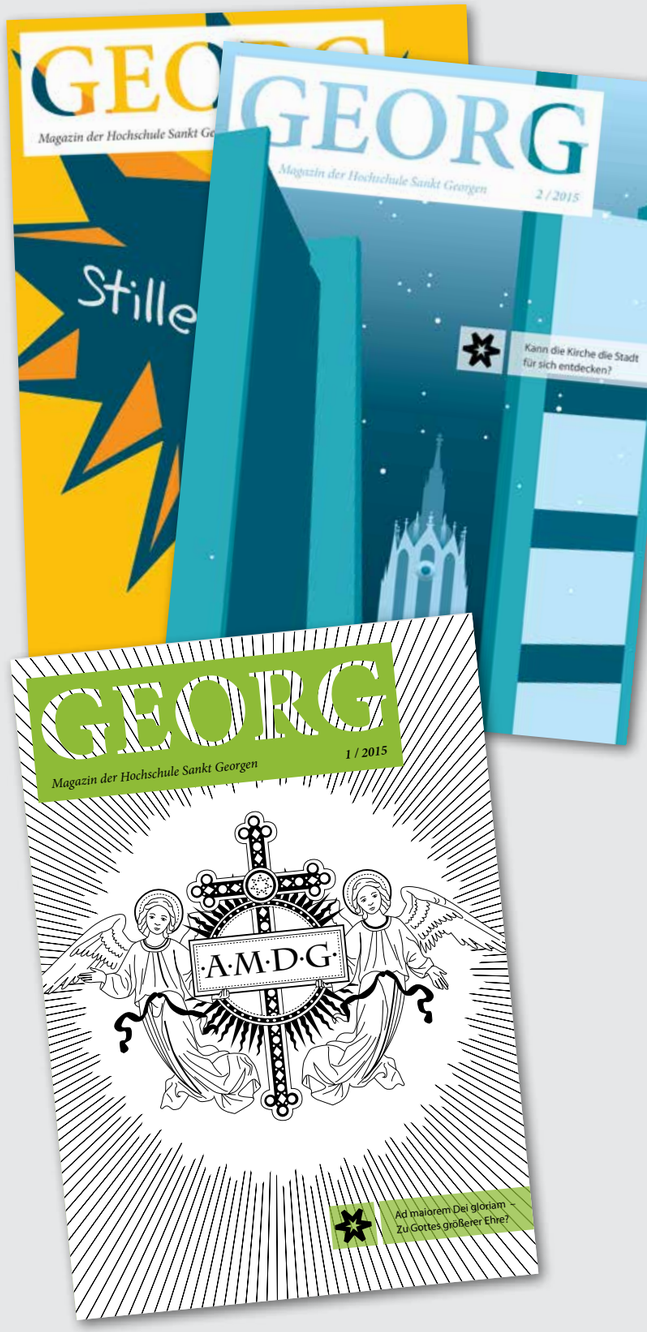
„Mein Ziel ist, dass jeder immer mehr den Weg findet, der seiner ist.“

sein Leben treffen kann, dann hat sich das Noviziat auf jeden Fall gelohnt und sein Ziel erreicht.

Wenn sich also jemand für die Gelübde und das Leben im Orden entscheidet, was sollte ihn dann als „Endprodukt“ auszeichnen? – Er sollte sich selbst (mehr) kennen und den Orden (mehr) kennen. Gut wäre es, wenn sein Herz in den zwei Jahren auf irgendeine Weise „noch mal anders berührt worden ist“, wobei er das selber merken müsste und im Idealfall ihm das auch andere anmerken. Wenn die „Vertrautheit mit Gott“ (was diese so leicht gesagte Formulierung genauerhin auch immer noch mal meinen könnte) etwas vertieft wurde und so etwas wie Christusbeziehung für ihn (mehr) Bedeutung bekommen hat, wäre das wunderbar. Ohne eine spürbare Grundfähigkeit und Grundbereitschaft für das Gemeinschaftsleben sollte und dürfte jemand diesen Weg nicht weiter gehen. Auch die Bereitschaft, für „Gott und die Menschen“ unterwegs sein zu wollen, darf nicht fehlen. Und egal wie der Weg auch immer weiter geht (im Orden oder „außerhalb“), wichtig ist, dass der Mensch angemessen frei ist in seiner Entscheidung und in seinem Handeln und dabei für sich merkt, dass er gut und gern, getröstet und bereit so weiter gehen mag.

Anzeige

Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!



Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

In zwei Zeiten zugleich: Schabbat

Ein Vorgeschmack auf den tieferen Sinn des Lebens

ELISA KLAPHECK
Rabbinerin

> *„Wie groß sind deine Schöpfungen,*
> *Ewiger,*
> *unendlich tief deine Gedanken."*
> *„Schabbat-Psalm", Ps. 92*

Die jüdische Religion unterscheidet zwischen dem „Profanen" (Chol) und dem „Heiligen" (Kodesch). Das hebräische Wort Chol bedeutet auch Werktag. Kodesch ist natürlich der heilige siebte Tag, der Schabbat. Am Ende des Schabbat gibt es sogar einen Segen, eine Bracha, die den siebten Tag von den übrigen Werktagen der Woche unterscheidet. Dieser Segen heißt Hawdala, wörtlich „Unterscheidung". Er besagt:

> *„Gesegnet bist du, Ewiger, unser Gott, du regierst das Universum und unterscheidest zwischen Heiligem und Profanem (mawdil ben Kodesch leChol), zwischen Licht und Finsternis, zwischen Israel und den Völkern, zwischen dem siebten Tag und den sechs Werktagen. Gesegnet bist du, Ewiger, der unterscheidet zwischen Heiligem und Profanem."*

Viele denken dabei an eine lineare Unterscheidung: Erst die sechs Werktage, dann der qualitativ ganz andere, heilige Schabbat. Das würde auch einer bestimmten messianischen Logik entsprechen: Erst die Mühen des Lebens in der hiesigen Welt, dann am Ende der Tage der messianische Einbruch, der uns von der weltlichen Zeit erlöst.

Vielleicht ist diese Vorstellung der Grund, warum viele Jüdinnen und Juden heute zwar die Idee des Schabbat als Ruhetag gut finden, gleichwohl aber die spezifischen religiösen Vorschriften für den Schabbat nicht einhalten. Nicht selten erleben sie die religiöse Struktur von sechs Werktagen und einem davon unabhängigen heiligen Tag mit eigenen liturgischen Bräuchen sogar als eine ihnen entfremdete/entfremdende Zeiterfahrung, die mit ihrer persönlichen Wirklichkeit nichts zu tun hat. Das sollte aus jüdischer Perspektive ein Grund sein, sich dem tieferen Sinn des Schabbat erneut zuzuwenden.

Der Talmud diskutiert vor allem in den Traktaten Schabbat und Eruwin das rabbinische Verständnis des heiligen siebten Tages. Der bedeutende jüdische Talmudforscher Jacob Neusner hat dargelegt, dass es im rabbinischen Schrifttum keine lineare Zeitvorstellung gibt. Vielmehr beschrieben die Rabbinen die religiöse Zeit in „paradigmatischen" Wiederholungen – als Vertreibung und Heimkehr, Exil und Rückkehr, Zerstörung und Wiederaufbau, Tod und Wiederauferstehung. Hieran anknüpfend möchte ich in Bezug auf die Unterscheidung zwischen dem Schabbat und den weltlich-profanen Werktagen ebenfalls von der linearen Sichtweise abweichen. Stattdessen schlage ich eine Sichtweise vor, nach der wir in zwei Zeiten gleichzeitig leben – sowohl in der profanen Zeit, in der wir unser Werk tun, als auch in der heiligen Zeit, die den Sinn für unser Tun enthält. Wir erleben die beiden Zeiten nicht nacheinander, sondern die weltliche Zeit durchdrungen von der heiligen Zeit. Mehr noch: Die heilige Zeit hat nur Sinn in der weltlichen Zeit; sie gibt ihr den tieferen Sinn.

Dieser Sichtweise entspricht die eindrucksvolle Umdeutung des Schabbat, die den Rabbinen im Talmud gelungen ist: In der Tora ist der Schabbat der Tag nach den Schöpfungstagen Gottes, was auch der messianischen Logik für das Ende der Tage entspricht. Im Talmud aber gibt es zwei unterschiedliche Vorstellungen in Bezug auf die „kommende Welt" (Olam haba): Entweder kommt kommt der Messias am Ende der Tage und läutet die kommende Welt ein. Oder die „kommende Welt" ist schon jetzt „im Kommen". Sie wird von den Menschen erarbeitet, wodurch sich die heilige Zeit innerhalb der profanen, weltlichen Zeit erfüllt. Der Schabbat wäre danach ein Mittel, um die heilige Zeit in der profanen Zeit gewahren zu lernen und sie auf diese Weise von Woche zu Woche stärker zur Wirkung zu bringen.

Nach der zweiten Vorstellung, die auch meiner religiösen Anschauung entspricht, ist der Schabbat nicht nur die Krönung der vergangenen Woche, sondern die Orientierung für die kommende Woche – das heißt, er wirkt in die Zukunft hinein. Wir sollen ihn nicht grundsätzlich abgetrennt von den anderen Werktagen erleben, sondern als die heilige Zeit, die in die profane einwirkt. Zwar können wir der heiligen Zeit während der Woche nur dann gewahr werden, wenn eine regelmäßige Gelegenheit besteht, sie frei von Werktätigkeit zu erleben. Dennoch steht sie nicht im Widerspruch zur weltlichen Zeit, sondern macht uns vielmehr ihren tieferen, gestaltenden Sinn bewusst.

Der Schabbat soll einen „Vorgeschmack" auf die messianische Zeit geben. Er ist auf das Heil – die Jeschua („Errettung", „Befreiung" oder auch „Erlösung") – ausgerichtet. Doch auch die Werktage enthalten dieses Potential der heiligen Zeit. Wem das Leben gut gelingt, fühlt oder „schmeckt" die Wirkung des Schabbat, als den tieferen, heiligen Sinn des Lebens schon während der ganzen Woche. Leider ist ein solches beglückendes Lebensgefühl nicht jedem beschieden. Im Gegenteil, um nicht die Orientierung zu verlieren, brauchen wir die regelmäßige Unterbrechung, zumal die Werktätigkeit allzu schnell ihr heiliges Potential mit Routine, Entfremdung und Zwängen überdeckt.

Das heißt: In der Woche gelten beide Zeiten, die profane und die heilige zugleich, in glücklichen Momenten verhaken sich beide in eins. Am Schabbat aber gilt nur die heilige Zeit. Diese ergibt jedoch ohne die profane, weltliche Zeit keinen Sinn. Es geht um unser Werk in der Woche – darum, dass es uns gelingen soll, es zu heiligen, und dass sich der tiefere Sinn unseres Lebens erfüllt.

Dass das Profane nicht grundsätzlich getrennt ist vom Heiligen, berührt noch eine weitere wichtige Vorstellung im rabbinischen Schrifttum. Das Profane enthält ein heiliges Potential. Es ist lediglich „noch nicht heilig", wird aber durch die richtige Verwendung „geheiligt". Das beste Beispiel hierfür ist der Kiddusch. Das Wort bedeutet in Hebräisch „Heiligung", gemeint ist ein Segensspruch, mit dem der Wein als das Produkt der Rebe geheiligt wird. Immer, bevor Wein getrunken wird, soll man „Kiddusch machen", den Wein mit folgenden Worten segnen:

„Gesegnet bist du, Ewiger, unser Gott, du regierst das Universum und hast den Rebstock erschaffen.“

Einen Kiddusch zu „machen“ bedeutet zweierlei: Erstens darf der Wein, da er auf jüdische Weise geheiligt worden ist, von Juden getrunken werden. Zweitens ist der Wein, da er geheiligt worden ist, als Konsumgut für die Verwirklichung der heiligen, auf das Heil ausgerichteten Zeit bestätigt worden. Dementsprechend wird das „Glas Wein“ auch als Kos Jeschuot („der Becher der Erlösung“) bezeichnet, zum Beispiel bei der Einleitung zur Hawdala, bei der zum letzten Mal Schabbatwein getrunken wird:

„Ich erhebe den Becher der Erlösung und rufe den Namen des Ewigen an (Kos jeschuot essa) - “

Hierauf folgen vier Segnungen, wovon die „Unterscheidung zwischen Heiligem und Profanem“ den Abschluss bildet. Ähnlich verhält es sich mit den anderen Brachot („Segnungen“). Mit ihnen segnen religiöse Jüdinnen und Juden ihre Handlungen – ob im Alltag oder am Schabbat. Für so gut wie jede Handlung gibt es einen Segen. Jede Bracha heiligt die jeweilige Handlung und hebt sie in die heilige Zeit.

Am Schabbat gibt es jedoch eine Gattung von Handlungen, die nicht geheiligt wird - die vielmehr grundsätzlich verboten ist. Wer sich mit dem Talmud-Traktat Schabbat beschäftigt, stößt auf eine verblüffende Schabbat-Theologie. Eine der Hauptaussagen in Bezug auf das Arbeitsverbot am heiligen siebten Tag findet sich im Traktat Schabbat, Kapitel 7, 2. Dort zählen die Rabbinen 39 Tätigkeiten auf, die am Schabbat verboten sind:

„Die Hauptarbeiten sind vierzig weniger eine, nämlich: Säen, Ackern, Ernten, Garben Binden, Dreschen, Worfeln, Früchte säubern, Mahlen, Sieben, Kneten, Backen; Wolle scheren, sie waschen, klopfen, färben, spinnen, anzetteln, zwei Binde-Litzen machen, zwei Fäden weben, zwei Fäden trennen, einen Knoten machen, einen Knoten auflösen, mit zwei Stichen festnähen, zerreißen, um mit zwei Stichen festzunähen; ein Reh fangen, es schlachten, dessen Haut abziehen, sie salzen, das Fell bereiten, die Haare abschaben, es zerschneiden; zwei Buchstaben schreiben, auslöschen, um zwei Buchstaben zu schreiben; bauen, einreißen. Feuer löschen, anzünden, mit dem Hammer schlagen, aus einem Bereiche in einen anderen tragen. – Dies sind die Hauptarbeiten, weniger eine.“

Von diesen „Hauptarbeiten“ schließen die Rabbinen auf unzählige abgeleitete Tätigkeiten. Nur auf den ersten Blick scheint es, als sei damit die „normale“ Arbeit gemeint. Indirekt ist sie es natürlich. Aber der eigentliche Fokus ist ein anderer. All diese Tätigkeiten haben einen gemeinsamen Ursprung. Sie alle gelten als Tätigkeiten, die für den Bau des Tempels notwendig waren. So beziehen sich etwa die Bestimmungen hinsichtlich der Nahrungsmittel auf die Schaubrote im Tempel oder jene hinsichtlich der Buchstaben auf die Balken, die mit Buchstaben nummeriert und zugeordnet wurden.

Aber sollte nicht gerade der Schabbat dazu dienen, den Tempel zu verwirklichen? Eben nicht, sagt uns der Talmud. Gerade am Schabbat soll das Werk am Tempel ruhen. Die Beschränkung des Arbeitsverbots auf Tätigkeiten, die mit dem Bau des Tempels zu tun haben, wird noch dadurch unterstrichen, dass bestimmte Tätigkeiten am Schabbat nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten sind. Die Kühe und Ziegen müssen auch am Schabbat gemolken und Nutztiere gefüttert werden. Auch die Verantwortung für Kinder und Abhängige gilt fort. Überall, wo Leben in Gefahr ist, muss es am Schabbat gerettet werden. Wer am Schabbat Gäste empfängt, darf zudem für die häusliche Behaglichkeit die Kissenpolster aufklopfen und andere Dinge tun, die für das Wohlbefinden erforderlich sind. Nicht zuletzt darf auch das Geschirr abgespült werden.

Das ist eine radikale, aus meiner Sicht in der jüdischen Theologie viel zu wenig beachtete rabbinische Aussage. Sie bedeutet uns, dass der Tempelbau zum profanen Werk der Woche gehört – es in der messianischen Zeit jedoch keinen Tempelbau gibt. Weiter gedacht bedeutet es, dass das Werk der Woche – indem darin die profane und die heilige Zeit zusammenwirken – Tempelwerk ist, während der Schabbat uns anhält, dieses Tempelwerk zu unterbrechen. Das ist keine Aussage gegen den Tempelbau. Wohl aber soll die Unterbrechung uns helfen, unser Werk kritisch zu prüfen.

Man kann also die messianische Zeit linear – als erlöste Zeit nach dem Ende der Tage – sehen. Man kann sie aber auch als heilige Zeit sehen, die bereits in der profanen Zeit wirkt. Die messianische Zeit führt dann eine gewisse Offenheit in die profane Zeit ein. Dass ausgerechnet das Tempelwerk am Schabbat innezuhalten hat, bedeutet, dass die Religion in ihrer institutionellen, durch den Tempel symbolisierten Form hinterfragbar bleiben muss. Die sich hier auftuende Spannung zwischen dem Bau des Tempels als Menschenwerk in der weltlichen Zeit und dem Schabbat als auf das Heil ausgerichtete messianische Zeit erklärt vielleicht, warum von den 150 Psalmen im biblischen Psalmen-Buch viele zwar den Tempel zum Thema haben, aber nur ein einziger den Schabbat – nämlich Psalm 92, auch „Schabbat-Psalm“ genannt, weil ihn die Leviten-Chöre am Schabbat gesungen haben. Von den üblichen Schabbat-Themen – dem Ruhegebot, der göttlichen Schöpfung in sieben Tagen, der Befreiung durch Gott aus dem ägyptischen Sklavenhaus – ist darin jedoch keine Rede. Aber er macht eine interessante Aussage in Bezug auf Gott:

„Wie groß sind deine Schöpfungen,
Ewiger,
unendlich tief deine Gedanken.“

Vielleicht kommt hier ein neues Gewahren der heiligen Zeit zum Ausdruck – nicht der begrenzte Tempelbau, sondern die unbegrenzte Größe der Schöpfungen Gottes. An sie reicht jedoch keine menschliche Vorstellung – und darum auch kein Tempelbau. Schon der große, im 3. Jahrhundert lebende Talmudgelehrte Samuel warnte deshalb vor allzu großen Phantasien. Arbeiten wird man auch in der kommenden Welt. Ähnliches besagten die prophetischen Visionen von Micha und Jesaja (Jesaja 2,4; Micha 4,3). Wenn sich die Schwerter zu Pflugscharen und die Lanzen zu Winzermessern wandeln, bedeutet das, dass die Felder immer noch gepflügt und die Weinreben immer noch gewinzert werden müssen. Aber, so Samuel: „Die Herrschaft hört auf.“ (Bab. Talmud, Sanhedrin 99a) In der kommenden Welt brauchen wir keine Hierarchien und damit auch keine Begrenzungen mehr; jeder kann die Verantwortung selber tragen, ohne zu fürchten, von anderen kontrolliert, bekämpft oder ausgebeutet zu werden. Mit Hilfe des Schabbat sollen wir schon heute lernen, das Heilige im Profanen zu unterscheiden. Nicht um das Profane zu verwerfen, sondern um unser Tun in die heilige Zeit zu heben.

Zum Weiterlesen

Jacob Neusner, The Idea of History in Rabbinic Judaism, Brill, Leiden, Boston 2004.

Illustration S. 46/47 Elke Teuber-S.

„We are so proud of you!“

Theresia Hainthaler lehrt nicht mehr in Sankt Georgen. Aber sie forscht weiter

Vorgestellt

CAROLIN BRUSKY
Studium der Katholischen Theologie
CORNELIA VON WRANGEL
Studium der Philosophie, Journalistin

„Wie kann man denn nur auf so einem Spielplatz spielen?“ Das hat sie sich als Kind gefragt, wenn sie in München an einem vorbei kam. Da war Theresia Hainthaler sechs Jahre jung und von daheim anderes gewohnt. Ihr Vater hatte ein Gestüt, züchtete vor den Toren Münchens Trabrennpferde. Mit denen ist sie groß geworden, ist geritten, hat mit den Fohlen gespielt, einen Sandkasten oder ein Metallklettergerüst brauchte sie nicht. Schon ihr „Uropa“ hat Pferde importiert, aus Ungarn und Russland. Er hatte auf seinen Reisen ins Zarenreich immer ein Buch im Gepäck, das ihm sehr nützlich war. Es hieß: „Neuer russischer Dolmetscher für Deutsche“. Der „neue Dolmetscher“, herausgegeben 1883, steht griffbereit im Büro der Urenkelin in Sankt Georgen. Das Büro behält sie, zu lehren hat Theresia Hainthaler jedoch dieses Jahr aufgehört. Am 5. Februar hielt sie ihre Abschiedsvorlesung.

„Es war herrlich!“. So beschreibt sie ihre Kindheit mit den Pferden. Sie ist die älteste von fünf Geschwistern, wurde 1947 geboren. Aber die Schulen waren in der Stadt nun einmal besser. Also wurde sie mit sechs zur Großmutter nach München geschickt, in ein Haus, das der Familie in der fünften Generation gehörte. Bis zum Abitur ist sie dort geblieben, die Berufswahl danach: „Die fiel mir schwer.“ Sie entschied sich für Mathematik, obwohl sie „gar nicht so fasziniert“ davon war. Im Gegensatz zu einer Klassenkameradin, die Physik und Mathematik ganz und gar liebte.

Sie hätte aber auch etwas anderes studieren können, das hat sie später nachgeholt. Ihr Mathematikdiplom hatte sie nach zehn Semestern in der Tasche – exakte Regelstudienzeit. „Was machen Sie jetzt?“ Die Frage klingt zwar harmlos, aber sie kam von Karl-Heinz Hoffmann aus München, der jung, freundlich und dynamisch war. Sie wurde seine wissenschaftliche Hilfskraft. Nebenbei fing sie mit der Philosophie an, an der Hochschule für Philosophie, bei den Jesuiten. „Und dann habe ich da mitgemacht“ – in der Katholischen Hochschulgemeinde als Tutorin. Denn sie wunderte sich: „Ihr denkt nur an die Geisteswissenschaftler, aber Naturwissenschaftler sind auch Menschen!“

Aus München hat sie an Interessantem mitgenommen, was sie bekommen konnte – unter anderem hörte sie Carl-Friedrich von Weizsäcker. Dann ging es nach Berlin, wohin Hoffmann mit 35 Jahren als Ordinarius berufen wurde. Sie zog 1975 als wissenschaftliche Assistentin mit an die Freie Universität, die zu der Zeit „ziemlich rot“ war. Als Frau unter lauter männlichen Kollegen – das war übrigens kein Thema. „Es galt nur: Ist es richtig oder nicht richtig.“ Professor Hoffmann verließ nach dreieinhalb Jahren Berlin, wurde Vorsitzender des Wissenschaftsrates, baute in Bonn das Forschungszentrum „caesar“ auf und wurde danach Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, um nur einige Etappen zu nennen. Sie halten Kontakt zueinander, er hat sich immer dafür interessiert, was sie macht, und war, wie auch die früheren Kollegen, zu ihrer Abschiedsvorlesung in Sankt Georgen da.

Es ist 35 Jahre her, dass Theresia Hainthaler den Campus Sankt Georgens das erste Mal betrat – als Studentin der Theologie, ihr zweites Studienfach. Darauf gebracht hat sie die Prägung der Hochschule für Philosophie in München, das Exerzitienbuch von Ignatius von Loyola und ihre Besuche in Taizé und die Regel von Taizé. Mit der Theologie begonnen hatte sie schon in Berlin, so mal nebenbei immer wieder einen Schein gemacht, insgesamt neun. Wieso sie jetzt noch Theologie bis zum Diplom studieren wollte? „Ja gut, sowas macht man halt fertig!“ Ihre neun Scheine wurden ihr in Sankt Georgen anerkannt. Mit der Philosophie musste sie indes von vorne anfangen. Latein, Griechisch, Hebräisch – das volle theologische Programm kam hinzu. In drei Jahren war sie fertig. „Ich hatte ja keine andere Arbeit!“

Foto Christian Trenk

Ihre Doktorarbeit steht auch in ihrem Büro in Sankt Georgen. Ganz hinten im Regal. Das entspricht ihrer Bescheidenheit. Die Promotion, die Pater Beutler SJ betreute, handelt von der Rezeption des Buches Ijob im Neuen Testament: „Von der Ausdauer Ijobs habt ihr gehört (Jak 5,11)“. Es ist ihre einzige wirklich exegetische Arbeit geblieben. Ein halbes Jahr, bevor sie diese abgeschlossen hatte, kam wieder eine Anfrage. Dieses Mal klang sie aber nicht harmlos: „Der Meister ruft dich.“ Der Meister, das war Pater Alois Grillmeier SJ. Der Überbringer der Nachricht, das war ihr Vorgänger als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Dogmen- und Konziliengeschichte in Sankt Georgen, Hans Joachim Höhn.

Nun, also 1986, fing sie wieder ganz von vorne an. „Christologie der Alten Kirche war nichts, was ich jemals gelernt hätte.“ Aber auch hier hat sie sich schnell eingearbeitet und führt jetzt das Werk des „Meisters“ fort. Seit März 1994 ist sie verantwortlich für das Forschungsprojekt „Jesus der Christus im Glauben der Kirche“, drei Bände hat sie zusammen mit Pater Grillmeier erarbeitet – einen davon hat sie allein herausgegeben. Seit Grillmeiers Tod arbeitet sie daran weiter und hat sich „mindestens noch zwei Bände“ vorgenommen.

Grillmeier hat sie beeindruckt, er sei „sehr nett und bescheiden“ gewesen, „freundlich und liebevoll“, habe „einen weiten Horizont“ gehabt. Zum II. Vatikanischen Konzil wurde er als Peritus von Bischof Kempf eingeladen. Sein Werk zum Konzil von Chalkedon hat laut Kardinal Lehmann „der deutschen Theologie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder den Anschluss an die Welt“ verschafft. Darin sind 54 Autoren aus 12 Nationen vertreten.

Jetzt ist sie in der Welt bekannt für das monumentale Werk: „Jesus der Christus im Glauben der Kirche“. Ein Band ist Kardinal König gewidmet, jemandem, den sie sehr schätzt und dem sie vom Verlag ein Exemplar schicken ließ. Einige Tage später hörte sie nach einem Seminar ihren Anrufbeantworter ab. Sie weiß noch genau, dass es nachmittags um vier Uhr war. Da erklang seine Stimme: „Sehr verehrte Frau Doktor Hainthaler“. Die dachte: „Was ist jetzt los?“ Es kam ein großes Lob. Später, beim nächsten Band, rief er noch einmal an: „Ich bewundere, wie Sie es fertig gebracht haben, die Fäden in diesem Buch zusammen zu halten.“ Theresia Hainthaler fühlte sich verstanden: „Das hat kein anderer so bemerkt.“ Es folgte noch: „Sagen Sie Ihren Vorgesetzten einen schönen Gruß von mir. Sie sollen wissen, dass auch Kardinäle ihre Arbeit schätzen.“

Sie ist nicht nur weltweit bekannt, sondern kommt auch in der Welt weit herum, denn der ökumenische Dialog mit den Kirchen des Ostens ist zu einer ihrer Haupttätigkeiten geworden. Als Teilnehmerin von patristischen und syrischen Tagungen, unter anderem des Symposium Syriacum, ist sie viel unterwegs, von Oxford über Rom nach Aleppo und Wien. Eingeladen hat sie damals auch der syrisch-orthodoxe Metropolit Mar Gregorios Ibrahim. Seit drei Jahren ist er entführt, „wir wissen nicht, was mit ihm ist.“ Verschleppt wurde er, als er zusammen mit einem orthodoxen Metropoliten zwei entführte Priester aus der armenisch-katholischen und orthodoxen Kirche am Tag nach dem Freikauf abholen wollte. Sie sagten ihm: „Komm‘ morgen wieder“. Von diesem „morgen“ kamen beide nicht zurück.

Aleppo hat sie noch heil gesehen, ist froh darum und erinnert sich genau, wie Niqab und Minirock sich auf den Einkaufsstraßen gut vertrugen. Aleppo kam ihr modischer als Frankfurt vor. Etwa 200 000 Christen lebten in jener Zeit dort, erzählt sie. Es habe sogar Devotionalienhändler gegeben. Auf ihren Reisen zu den Konferenzen hat sie den halben Erdball kennengelernt. In den Ferien wegfahren muss sie deswegen nicht. Das heißt: Gönnt sie sich überhaupt Ferien?

Vieles bei den Dialoggesprächen war ihr auch neu. Die Kopfbedeckungen der Altorientalen etwa hatte sie vorher noch nie gesehen. Meist war sie zudem die einzige Frau und ist es auch heute noch. Manche Kollegen flößten ihr am Anfang auch Furcht ein. Dazu gehört der Inder Mar Aprem mit seinem gewaltigen Bart und distanzierten Blick. „Theresia, we are so proud of you!“, riefen die Dolmetscherinnen einer Tagung ihr zu. Ausgerechnet der distanzierte Inder schrieb in seinem Reisebericht von der Tagung in Wien („A Travelogue“), dass er sehr von ihr beeindruckt gewesen sei. Natürlich hat sie den Bericht aufgehoben.

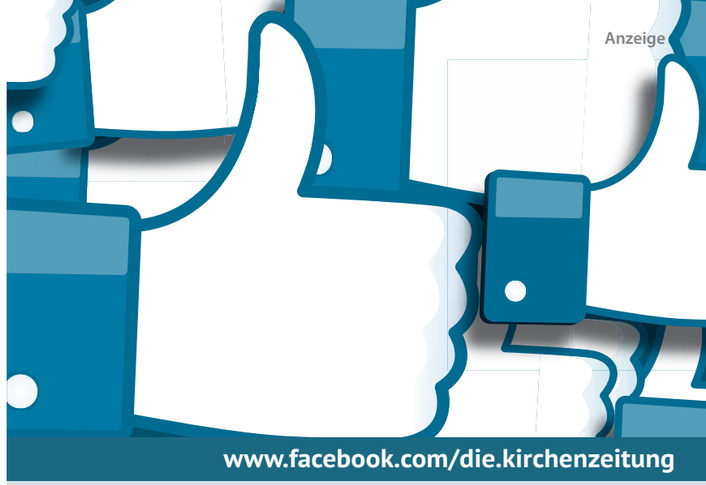
Jahre danach schrieb Mar Aprem, dass es in der akademischen Theologie und Religionsgeschichte mehr Frauen brauche: „Her participation for the first time in the Assyrian Vatican dialogue this time was indeed profitable to us. If any male theologian had thought that men are intellectually superior to women in matters divine, they will be proved wrong. There are many wise women among us. Wiser will be men if they realize that truth, even if the male dominated society today would not like to admit it publicly.“ Den ersten Bericht hat ihr ein Beobachter der Tagung zugesandt, einen späteren überreichte ihr im Jahr 2002 Mar Aprem selbst – mit einer persönlichen Widmung.

Eine von diesen Frauen ist sie. In Sankt Georgen war sie 1986 die erste wissenschaftliche Mitarbeiterin. Vom Sommersemester 1989 an lehrte sie auch. Die Lehre war ihr stets wichtig, „ich habe gerne Seminare gegeben“. Die Lehrtätigkeit ist nun zu Ende. Ihre Botschaft an die Studierenden lautet: „Nehmt die Christen des Ostens wahr. Das ist nicht Geschichte, sie sind jetzt bei uns und haben für ihren Glauben viel bezahlt. Man muss ihre Traditionen kennen, das sollte zum theologischen Basiswissen gehören.“ Das sei auch für die pastorale Arbeit wichtig, fügt Theresia Hainthaler hinzu. Ohne die Ostkirchen sähen wir nur einen Teil des Christentums.

Theresia Hainthaler lehrt nicht mehr in Sankt Georgen, forscht aber weiter, bekommt nach wie vor ungezählte Einladungen zu Vorträgen, Tagungen und Konferenzen – manche organisiert sie auch. Ihr Büro im Zwischenbau von Sankt Georgen bleibt nicht verwaist, sondern wird noch mehr Mitbringsel beherbergen müssen, aus nah und vor allem aus fern.

Nach ihrer Abschiedsvorlesung war eine der ersten Fragen: „Theresia, was wird jetzt aus dem Bayernabend?“ Einmal im Semester hat die gebürtige Münchnerin ihn ausgerichtet, mit Leberkäse, Weißwürsten oder Brezn und dem entsprechenden Getränk. Auch Kardinal Grillmeier kam regelmäßig. Keine Sorge, sie lädt weiter dazu ein.

Anzeige



Lernen Sie uns kennen.

Die wöchentlich erscheinenden Kirchenzeitungen für die Bistümer Fulda, Limburg und Mainz berichten aus den Pfarreien in Hessen und Rheinland-Pfalz, bieten Besinnung, Lebenshilfe und Unterhaltung.

Lernen Sie uns kostenlos und völlig unverbindlich kennen.

Fordern Sie noch heute Ihr persönliches Exemplar an unter:

Telefon 0 64 31 - 911 325
oder vertrieb@kirchenzeitung.de

Bonifatiusbote
Kirchenzeitung für das Bistum Fulda

Der Sonntag
Kirchenzeitung für das Bistum Limburg

Glaube und Leben
Kirchenzeitung für das Bistum Mainz

Gesellschaft für kirchliche Publizistik Mainz mbH & Co. KG
Frankfurter Straße 9
65549 Limburg an der Lahn

www.kirchenzeitung.de

Zwischen zwei Stühlen?

Das katholische Universitätswesen in den Vereinigten Staaten

Nachgedacht

ROBERT DALY SJ
Professor emeritus, Boston College

Ist es für eine große Bildungseinrichtung in den Vereinigten Staaten heutzutage möglich, auch einen „geistlichen" Kern zu haben? Diese Frage beschäftigte mich bereits vor 47 Jahren, als ich meine Promotion an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg erarbeitete, und ich gemeinsam mit meinem Provinzial überlegte, an welcher der vier Universitäten der Jesuitenprovinz von Neuengland ich mich um einen Posten als Dozent bewerben sollte. Gott sei Dank waren all diejenigen, die in diese Entscheidung involviert waren, der gleichen Meinung und ich habe viele Jahre seit 1971 am Boston College zugebracht.

Damals war BC auf einem guten Wege, eine international anerkannte und bedeutsame Forschungsuniversität zu werden. Sie zählt heute zu den drei besten katholischen Universitäten der Staaten. Die acht Bibliotheken des Boston College beherbergen etwa drei Million Bücher, zusätzlich noch über eine halbe Million E-Books. Ungefähr 14.000 Studenten sind heute eingeschrieben; das jährliche Budget liegt bei etwa einer Milliarde Dollar, von denen 110 Millionen für Studienfinanzierung zur Verfügung stehen – und das bei einem Universitätsvermögen von 2,3 Milliarden Dollar. Mit 172.000 Alumni hat das Collegium Bostoniense die größte Ehemaligengemeinschaft aller katholischen Universitäten.

Gemeinsam mit den Universitäten Georgetown und Notre Dame gibt es etwa ein Dutzend amerikanische Universitäten von gleicher Größe und Umfang. Boston College teilt mit ihnen eine sehr verwandte Geschichte: Gegründet im 19. Jahrhundert oder, im Falle von Georgetown sogar davor, wurde es mit einer bestimmten religiösen Gruppe identifiziert – in diesem Falle mit den Jesuiten. Über viele Jahre hinweg existierten diese Kollegien als vergleichsweise kleine Einrichtungen, die nicht nur von einem bestimmten Orden geleitet, sondern auch mit diesem – als sein quasi verlängerter Arm in Sachen Forschung und Heranbildung von Nachwuchs – identifiziert wurden. Verglichen mit damals ist die Situation am Boston College heute nicht nur grundsätzlich anders, sie hat vor allem keinen historisch vergleichbaren Vorläufer. Nie und nirgendwo gab es jemals so große katholische Universitäten, die ursprünglich als kleine, religiös ausgerichtete, auf die Artes Liberales spezialisierte Kollegien begannen und obendrein seit ihrer Gründung Teil eines bestimmten katholischen Ordens waren.

Von akademischer Seite betrachtet und der deutschen Tradition des 19. Jahrhunderts folgend, nahmen die amerikanischen Einrichtungen allmählich das Ideal der Aufklärung und vor allem der freien Wissenschaft und Forschung an. Dies bedeutete auch die Befreiung von einer kontrollierenden religiösen Autorität. Von institutioneller Seite aus betrachtet, gaben sich diese Universitäten die gleichen Finanz- und Verwaltungsstrukturen und -prozesse, die Erfolg versprechende Unternehmen benötigen. Damit verbunden stellt sich die Frage, ob eine Universität wie das Boston College zugleich seinen geistlichen Kern bewahren und sich nach wie vor geistlich und religiös nennen kann.

Heutzutage sind nur noch wenige Jesuiten Teil des bedeutend angewachsenen Lehrkörpers. Auch werden die Universitäten heute von einem Kuratorium geleitet, dem auch die Jesuiten unterstehen. Der Universitätspräsident ist heute nicht mehr automatisch ein Jesuit oder ein Mitglied des Gründerordens einer dieses Dutzends katholischer Universitäten – es kommt sogar vor, dass er gar kein Katholik ist. Um in der stark wettbewerbsorientierten Bildungslandschaft der Vereinigten Staaten bestehen zu können, hat auch das Boston College sich verpflichtet, akademische Freiheit und Quasi-Unkündbarkeit von einmal eingestelltem Lehrpersonal gemäß den Richtlinien der American Association of University Professors (AAUP) zu praktizieren. Das kann in Einzelfällen, die dann in der Regel aber medienwirksam ausgeschlachtet werden, dazu führen, dass ein Professor über Jahre antiklerikale und unkatholische Lehren an einer katholischen Einrichtung verbreitet, ohne entlassen werden zu können. Kann eine solche Universität immer noch behaupten, jesuitisch zu sein?

Diese Frage kann man in zweierlei Richtung verstehen und beantworten. Wenn man mit dieser Frage meint, ob das Boston College von einer bestimmten religiösen Gemeinschaft geleitet und besessen wird und außerdem juristisch mit der katholischen Kirche verbunden ist, dann muss man mit einem klaren Nein auf die Frage antworten. Wenn man damit jedoch meint, dass das BC trotz seiner weitreichenden Anpassungen an das säkulare amerikanische Universitätswesen noch immer von einem erkennbar katholischen Ethos durchdrungen ist und dadurch als katholische Universität charakterisiert werden kann, dann muss man die Frage

klar bejahen. Wir können sie zudem bejahen, weil es überhaupt noch nie eine Entwicklung dieser Art als Modell gegeben hat, anhand dessen wir die Katholizität ablesen könnten. Wir können uns als Universität in katholischer Tradition lediglich fragen, ob wir das Richtige tun und ob wir mit dem, was wir tun, in die richtige Richtung gehen.

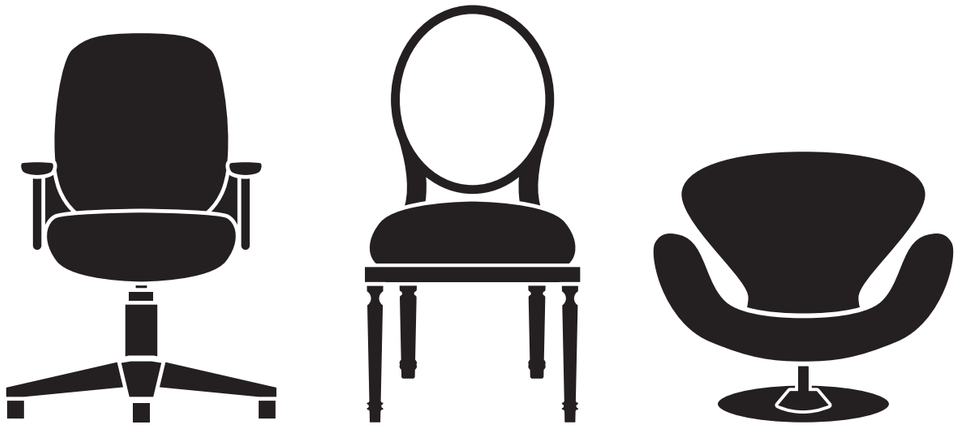
Das Boston-College-Kuratorium veröffentlichte am 31. Mai 1996 sein Mission Statement in dem es heißt, dass „das Boston College die Inspiration für seine akademische und gesellschaftliche Mission aus seiner spezifischen religiösen Tradition generiere. Als katholische und jesuitische Universität ist es auf dem Weltbild gegründet, dem gemäß Gott in allen Dingen zu finden ist, insbesondere im menschlichen Fragen nach Wahrheit in allen akademischen Disziplinen und im Ruf nach gemeinsamem Leben in Frieden und Gerechtigkeit. In diesem Geist erfährt die Universität die verschiedenen Glaubensrichtungen als essentiell für ihr intellektuelles Voranschreiten und die Entwicklung ihres besonderen intellektuellen Erbes.“ Das Jesuit Institute at Boston College ist noch expliziter: „Die katholische Jesuitenuniversität ist auf der Überzeugung gegründet, dass das Religiöse und das Akademische intrinsisch miteinander verbunden sind. […] Die Sendung des Boston College ist in dieser dynamischen Verbundenheit von akademischem und religiösem Denken verwurzelt, in der sie göttliche und menschliche Elemente in Einklang zu bringen versucht.“

Für mich drückt die „dynamische Verbundenheit von akademischem und religiösem Denken“ auf großartige Weise aus, was einer meiner Kollegen mir einst über die akademische Freiheit sagte, als einige diese als dem ignatianischen Geist widersprechend anzuzeigen versuchten. Gut katholisch meinte er: „Das beste Fundament für akademische Freiheit ist in den ‚Betrachtungen, göttliche Liebe zu erfahren‘ am Ende der Geistlichen Übungen des Heiligen Ignatius zu finden.“

Die Sprache ist pathetisch, aber wie sieht die Realität aus? Macht Boston College das Richtige trotz seiner offensichtlich säkularen und institutionellen Anpassungen an das moderne Universitätsgeschäft? Kann man katholisches Apostolat an einer akademisch freien und obendrein säkularen Einrichtung so verwirklichen, dass eine solche Institution das „Label“ jesuitisch verdient?

Am Boston College sind etliche explizit jesuitische Einrichtungen beheimatet, so etwa das bereits erwähnte Jesuit Institute, das Center for Ignatian Spirituality, das Lonergan-Institut, das Center for Jewish-Christian Learning, das Center for Human Rights and International Justice, das Institute for Advanced Jesuit Studies und nicht zu vergessen sind an dieser Stelle die vielen apostolischen und zugleich sozialen Einsätze unserer Studenten, durch welche sie Tag für Tag das Evangelium in der Greater Boston Area verkünden. Besondere Bedeutung kommt auch dem 2002 ins Leben gerufenen The Church in the 21st Century Center zu, das als Antwort der Universität auf die kirchlichen Krisen dieser Zeit, vor allem auf den Kindesmissbrauch durch den Klerus, verstanden werden kann. Eine geistig-geistliche Erneuerung der Kirche benötigt auch akademisch und institutionell freie Institutionen wie es etwa das Boston College neben Georgetown oder Notre Dame ist. Die Impulse, die das Zentrum hier gibt, basieren auf vier miteinander verwobenen Grundideen, nämlich der Weitergabe des Glaubens, der Frage nach Rollen und Beziehungen innerhalb der Kirche, der Frage nach der Deutung von Sexualität in katholischer Tradition und dem Streiten um die Rolle der katholischen Intellektualität innerhalb der Kirche. Vieles von dem, was dabei am BC diskutiert und gelebt wird, erhält seinerseits Anstöße von einer der letzten Generalkongregationen der Gesellschaft Jesu über „den Glauben, der Gerechtigkeit tut“.

Ja, Boston College und seine Schwesteruniversitäten existieren als katholische Einrichtungen – manchmal auf unangenehme Weise – zwischen den Stühlen von weltlich-säkularer Notwendigkeit und geistlich-erneuernden Vorstellungen. Das macht uns zu dem, was wir schon jetzt sind und was wir hoffen, noch werden zu können.



Stuhlillustrationen © bitontawan02 - Fotolia.com

Anzeige

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu: a.wambach@design-consultants.de

vi

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Musik und Kunst an der Hochschule

Förderungen

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
Rektor der Hochschule

Vielleicht geht Ihnen das auch manchmal so: Da summen Sie auf einmal ein Lied vor sich hin, und wenn Sie darüber nachdenken, drückt es genau das aus, was Sie gerade empfinden. Oder: Sie haben ein Bild vor Ihren inneren Augen und wenn Sie sich darauf konzentrieren, sagt dieses Bilder besser als jedes Wort, was Sie gerade sagen möchten.

Musik und Kunst sind Ausdrucksformen, die uns eigentlich natürlich naheliegen. Sie sind deshalb auch für das Studium von Philosophie und Theologie von elementarer Bedeutung.

An der Hochschule wird in Vorlesungen und Seminaren auf Musik und Malerei bezug genommen. Am meisten lernen Studierende und Lehrende aber, wenn sie selber zusammen singen, in der Band oder im Theater spielen oder auch über Kunst auf einer Ausstellung sprechen. Konzerte, Gottesdienste, Sommerfestauftritte und Theater sind deshalb auch eine wichtige gemeinsame Lern-Erfahrung für alle, die sich in der Hochschule daran beteiligen. Dafür braucht es finanzielle Unterstützung für Instrumente, Materialien, Chorfreizeiten usw.

So bin ich Ihnen im Namen der Hochschule dankbar, wenn Sie den Bereich der Musik und Kunst großzügig mit Ihrer Spende unterstützen!

Wir freuen uns über eine Spende für dieses Projekt auf unser Spendenkonto:
PTH Sankt Georgen e.V. Stichwort: Kunst und Musik
PAX-Bank e. G. Kto.-Nr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX / IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01

Sommerserenade 2015 Fotos Rafał Londo

Anzeige

VERTRAUEN MUSS WACHSEN.

Wartbaum an der Hohen Straße in Nidderau-Windecken.

UNSER NÄHRBODEN: VERLÄSSLICHKEIT UND LEBENSLANGE PARTNERSCHAFTEN.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7 - 11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

ISSN 2195-3430

Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen | Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de